1,60 DM / Band 89
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Vernon Graves

Die Teufelsratten von Brahmapur

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Die Teufelsratten von Brahmapur

Damona King Nr. 89

Teil 1/2

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 12.07.1982

Die Teufelsratten von Brahmapur

Die Nacht war so klar wie selten eine Nacht zuvor. Fast zu klar für den Geschmack Frank Reinhardts. Der Mond und die Sterne des südlichen Himmels sorgten für mehr Licht, als für seine Absichten gut war. Aber das sollte ihn nicht davon abhalten, seinen lange gehegten Fluchtplan endlich zu verwirklichen. Seit Stunden hatte er wach auf seinem Lager gelegen und darauf gewartet, daß es ganz ruhig im Gemeinschaftsraum wurde. Jetzt war es so weit.

Lautlos erhob sich Reinhardt und ließ seine Blicke durch den Raum schweifen. Im silbernen Mondlicht, das durch die beiden Fenster einfiel, konnte er die bewegungslosen Körperumrisse seiner Leidensgefährten recht deutlich erkennen.

Sie schliefen alle, merkten nichts. Die Chancen für seine Flucht standen gut. Noch ahnte Frank Reinhardt nicht, daß ihm die Flucht niemals gelingen würde. Es gab Kreaturen, die keinen Schlaf brauchten: die Wächter der Finsternis…

Reinhardt griff nach seinen Sandalen und streifte sie über. Wegen der Geräuschentwicklung wäre er lieber barfuß gegangen. Aber das konnte er nicht riskieren. Die Gefahr eines Schlangenbisses war ganz einfach zu groß. Dann nahm er die wenigen persönlichen Habseligkeiten, die ihm noch verblieben waren, an sich und schlich auf leisen Sohlen zur Tür. Bevor er öffnete, blickte er sich noch einmal um. Mit Erleichterung nahm er zur Kenntnis, daß noch immer niemand auf ihn aufmerksam geworden war. Seine sogenannten Brüder und Schwestern schliefen weiterhin tief und fest. Der Somarausch, dem sie sich wie an jedem Abend hingegeben hatten, tat seine Dienste.

Entschlossen drückte Frank Reinhardt die Tür auf und schlüpfte hinaus in den Flur. Mit angehaltenem Atem schlich er weiter, angestrengt bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden. In diesem Teil des Aschram schliefen nicht nur die Schüler des Baghavat, sondern auch seine ihm treu ergebenen indischen Helfershelfer, die mit dafür sorgten, die arglosen Europäer und Amerikaner zu versklaven und in hoffnungsloser Abhängigkeit zu halten.

Noch immer verstand Reinhardt nicht ganz, wieso ein Mensch wie er, der sich Zeit seines Lebens für durchaus vernünftig und aufgeklärt gehalten hatte, auf den Baghavat hereinfallen konnte. Wieso hatte er nicht von Anfang an gemerkt, daß der Guru nur ein cleverer Schwindler war, dem es allein um das Geld seiner Schüler ging? Genau wie seine Leidensgenossen hatte er aufrichtigen Herzens an den angeblichen Heilsweg des Baghavat geglaubt. Erst spät, viel zu spät fast, war ihm aufgegangen, daß der fette Mann nur mit zweifelhaften Tricks arbeitete. Mit Drogen, mit Hypnose und… mit schwarzer Magie. Der Weg, den er aufzeigte, führte nicht zum Heil, sondern ohne jeden Zweifel ins Verderben. Erschreckend war dabei nur, daß er bisher der einzige war, der dies gemerkt hatte. Alle anderen sahen in dem Baghavat nach wie vor den Heiligen, der ihnen das große Glück bringen würde.

Dummköpfe, dachte Frank Reinhardt, oh ihr bedauernswerten Dummköpfe! Während ihm diese Überlegungen durch den Kopf schossen, war er weitergeschlichen und hatte jetzt die Tür erreicht, die nach draußen in den Innenhof des Aschram führte. Ob die Tür verschlossen war? Er hoffte es nicht. Aber selbst wenn das der Fall sein sollte, war noch nichts verloren. Er hatte Vorsorge getroffen und sich ein Stück Draht so zurechtgebogen, daß er das Schloß auch ohne Schlüssel öffnen konnte. Auf sein handwerkliches Geschick konnte er sich noch immer verlassen.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Ganz offensichtlich war sich der Baghavat seiner Opfer so sicher, daß er glaubte, auf Vorsichtsmaßnahmen verzichten zu können. Nun, ihm sollte es mehr

als recht sein. So sparte er Zeit und Arbeit.

Frank Reinhardt trat nach draußen. Die tropische Schwüle, die sich auch in der Nacht kaum abschwächte, sprang ihn an wie ein wildes Tier. Das Gezirpe zahlloser Nachttiere drang in seine Ohren wie das Orchesterwerk eines wahnsinnigen Komponisten. Und sofort stürzte sich ein ganzer Schwarm von Insekten auf ihn. Aber das machte ihm nicht viel aus, denn er hatte sich inzwischen an die Plagegeister gewöhnt.

Der ganze Aschram lag in tiefer Dunkelheit da. Nirgendwo brannte ein Licht. Nur der Mond und die Sterne sorgten dafür, daß die Schwärze nicht undurchdringlich war.

Aber Frank Reinhardt brauchte kein Licht, um sich zu orientieren.

Er war lange genug in der sogenannten Schuld des Baghavat, um sich bestens auszukennen. Nachdem er sich noch einmal davon überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe war, der ihn sehen konnte, setzte er sich wieder in Bewegung. Sein Ziel war der Holzschuppen, in dem die beiden Wagen untergebracht waren.

Ohne Schwierigkeiten erreichte er den Schuppen. Es gab kein Tor, so daß er die Fahrzeuge gleich unmittelbar vor sich hatte. Vorne stand der alte Ford, während die Privatlimousine des Baghavat, ein standesgemäßer Mercedes, dadurch eingeklemmt wurde. Das war ärgerlich, denn Reinhardt hätte viel lieber den Wagen aus seiner deutschen Heimat genommen. So mußte er sich wohl oder übel mit dem klapprigen Ford begnügen. Umständliche Rangieraktionen durfte er sich nicht leisten, wenn er nicht den ganzen Aschram rebellisch machen wollte. Und das war natürlich das letzte, woran ihm etwas gelegen sein konnte.

Gerade wollte er die Hand nach der Fahrertür ausstrecken, als urplötzlich die Schuppenbeleuchtung aufflammte.

Frank Reinhardt stand wie vom Donner gerührt. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht. Erschrocken blickte er sich nach allen Seiten um.

»Hallo, Bruder Sivananda!«

Sivananda war der indische Name, den der Baghavat für ihn ausgesucht hatte. Alle Schüler des Guru hatten solche Namen bekommen, nicht zuletzt deshalb, weil es ihnen dadurch leichter fallen sollte, ihre europäische Vergangenheit zu vergessen.

Reinhardt hatte die Stimme schon erkannt, bevor er den Sprecher sah… Ghoschal, der engste Vertraute des Baghavat!

Jetzt sah er den Inder auch. Er stand im Eingang des Schuppens, ein schlanker, mittelgroßer Mann mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, der Frank Reinhardt vom ersten Tag an nicht ganz geheuer gewesen war. Der Kerl paßte viel eher in einen Gangsterfilm als in eine Heilsschule. Und genauso stand er jetzt auch da: ein Mann, der jeden

Augenblick in die Tasche greifen mochte, um sein Schießeisen hervorzuholen und ohne Warnung loszuballern.

»Bruder… Ghoschal!«

Fieberhaft überlegte Reinhardt, was er jetzt tun sollte. Er schielte ins Innere des Fords. Soweit er das erkennen konnte, steckte der Zündschlüssel nicht. Ein schneller Sprung in den Wagen mit anschließendem Blitzstart war also nicht möglich. Er würde den Ford erst kurzschließen müssen. Das erforderte Zeit, Zeit, die ihm der Inder bestimmt nicht lassen würde.

Ghoschal lächelte wie ein Tiger. »Darf ich fragen, was du hier tust, Bruder Sivananda?«

»Ich… ich …«

Verdammt!

Es fiel Frank Reinhardt keine vernünftige Erklärung ein. Und im Grunde genommen gab es ja auch keine. Selbst einem Dümmeren als Ghoschal wäre nicht verborgen geblieben, was er beabsichtigte.

»Kleine Spazierfahrt geplant?« sagte der Inder mit unverhohlenem Spott. »Oder trägst du dich etwa mit dem unfrohen Gedanken, deine Brüder und Schwester zu verlassen?«

Ausflüchte führten zu nichts, das war Frank Reinhardt vollkommen klar. Warum sollte er also nicht die Wahrheit sagen?

»Ja, du hast recht, Bruder Ghoschal!« stieß er hervor. »Ich wollte weg. Und ich will es noch!«

»Warum?«

Bitter lachte Reinhardt auf. »Das fragst du? Ich habe die Schnauze voll, wenn du verstehst, was ich meine! Dein sauberer Baghavat mästet sich an uns und behandelt uns ansonsten wie Leibeigene. Aber das mache ich nicht länger mit. Ich verschwinde!«

Noch immer lächelte der Inder, ein böses, hinterhältiges Lächeln voller Tücke und Grausamkeit.

»Es gibt zwei Gründe, die mich veranlassen, dich nicht davonfahren zu lassen«, sagte er. »Zum einen bist du im Begriff, einen Wagen zu stehlen, der allen Brüdern und Schwestern gehört. Wie du weißt, verträgt es sich nicht mit der Heilslehre, fremdes Eigentum in Besitz zu nehmen. Und zum anderen hast du den Baghavat auf das übelste beleidigt. Das kann ich ebenfalls nicht hinnehmen!«

»So, kannst du das nicht…« Frank Reinhardt stand wie auf glühenden Kohlen. Ghoschal gab sich keine Mühe, besonders leise zu sprechen. Jeden Augenblick konnten andere im Aschram wach werden und auf der Bildfläche erscheinen. Dann sanken seine Chancen, sich absetzen zu können, schlagartig auf den Nullpunkt. Er mußte den Inder ausschalten. Und zwar sofort!

Ansatzlos machte er einen Sprung nach vorne und stand im nächsten Augenblick unmittelbar vor Ghoschal.

Der Inder war überrascht, wich einen Schritt zurück.

Weiter kam er nicht. Frank Rheinhardts Hände schossen nach vorne, packten sein Gegenüber am Hals.

»Einen Muckser, und ich drehe dir die Luft ab«, zischte er.

Aber er hatte Ghoschal unterschätzt. Der Inder war kleiner und schlanker als er und konnte es an reiner Körperkraft sicherlich nicht mit ihm aufnehmen. Dafür jedoch war er geschmeidig wie eine Schlange. Und er hatte seine Erfahrungen im Nahkampf. *Er spreizte die mittleren Finger beider Hände ab und stieß sie Frank Reinhardt zwischen die Rippen.*

Der Deutsche hatte das Gefühl, als würden sich *glühende Messer* in seinen Körper bohren. Die Luft blieb ihm weg, und der Schmerz ließ ihn beinahe das Bewußtsein verlieren. Er war nicht in der Lage, den Hals seines Gegners noch länger festzuhalten. Tief aufstöhnend mußte er den Inder freigeben.

Ghoschal nutzte seine Chance sofort. *Wieder stieß er mit den gespreizten Fingern zu und traf Reinhardts Magengrube.*

Ein Röcheln kam aus der Kehle des Deutschen. Er taumelte, rang verzweifelt nach Atem.

Dann bekam er einen Schlag gegen den Kopf. Es fühlte sich an, als habe Ghoschal mit einem Knüppel zugehauen.

Es hielt Frank Reinhardt jetzt nicht mehr auf den Beinen. Die Knie gaben nach, und im nächsten Augenblick fand er sich auf dem Erdboden vor dem Schuppen wieder.

Lächelnd stand der Vertraute des Baghavat vor ihm. Ein Lächeln kräuselte seine schmalen Lippen. »Willst du uns immer noch verlassen, Bruder Sivananda?«

Und ob Frank Rheinhardt das wollte – mehr denn je! Krampfhaft kämpfte er gegen die Schwäche seiner Glieder an. Und das gelang ihm auch. Schneller als Ghoschal wohl annahm, war er wieder Herr seines Körpers. Er tat jedoch so, als taumele sein Bewußtsein noch immer am Rande einer Ohnmacht.

»Ich… ich …«

Dann, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, startete er wieder eine überraschende Attacke. Blitzschnell fuhr er hoch und griff nach den Beinen des Inders. Ein kräftiger Ruck und Ghoschal kippte hintenüber. Hart schlug er mit dem Hinterkopf auf.

Zu hart!

Frank Reinhardt erkannte auf Anhieb, daß sein Gegner das Bewußtsein verloren hatte.

Schwer atmend sprang er selbst wieder auf die Füße. Das war gerade noch mal gut gegangen. Jetzt aber hatte er keine Sekunde mehr zu verlieren. Wenn außer Ghoschal noch jemand auf ihn aufmerksam geworden war, dann sah es schlecht für ihn aus.

Es war noch jemand auf ihn aufmerksam geworden. Der Baghavat höchstpersönlich! Wie hingezaubert stand der massige Guru plötzlich vor ihm.

»Du bereitest mir Kummer, mein Sohn«, sagte er vorwurfsvoll und wiegte bedauernd den Kopf hin und her.

Am liebsten hätte Frank Reinhardt vor Wut und Enttäuschung laut aufgeschrien. Da hatte er den Diener des Teufels mühsam abgewehrt, und nun tauchte der Teufel selbst auf der Bildfläche auf.

Sein Zorn war so groß, daß die klare Überlegung vollkommen bei ihm aussetzte.

»Mach, daß du wegkommst, Fettsack!« brüllte er den Baghavat mit überschnappender Stimme an, ohne daran zu denken, daß durch sein Geschrei wahrscheinlich der ganze Aschram erwachte. »Bei Gott, sonst mache ich dich kalt!«

Der Guru blieb unerschüttert, zuckte nicht mit der Wimper. Sein feistes Gesicht verzog sich sogar zu einem Lächeln.

»Mir scheint, du bist weit von der Straße des Heils abgerückt, mein Sohn«, sagte er beinahe milde. »Ich werde dir helfen, den richtigen Weg wiederzufinden.«

»Weg mit dir!« schrie der Deutsche abermals.

Aber der Baghavat dachte gar nicht daran. Wie ein Berg blieb er vor der Schuppenausfahrt stehen.

»Na gut«, knurrte Frank Reinhardt. »Wer nicht hören will, der muß fühlen!«

Er hastete in den Schuppen zurück und riß die Fahrertür des Fords auf. Im nächsten Augenblick saß er hinter dem Lenkrad. Wenn es denn gar nicht anders ging, mußte er zum letzten Mittel greifen und den Baghavat einfach über den Haufen fahren.

Entschlossen streckte er die Hand nach dem Zündkabel aus, um den Wagen kurzzuschließen.

Dazu kam er jedoch nicht…

Der Baghavat hatte plötzlich eine kleine Pfeife in der Hand, schob sie jetzt zwischen seine wulstigen Lippen. Töne, die so hell waren, daß Rheinhardt sie kaum wahrnehmen konnte, wehten durch die Nacht.

Andere aber nahmen die Töne sehr wohl deutlich wahr. Sie kamen, kamen von allen Seite. Sie huschten raschelnd durch den Schuppen, drangen durch die noch geöffnete Tür ins Innere des Wagens ein.

Ratten!

Ratten, die fast so groß wie! Katzen waren, mit gebleckten Zähnen und teuflisch funkelnden Augen.

Frank Rheinhardt wußte, daß seine Flucht zu Ende war.

***

»… danke ich allen, die in so großherziger Weise ihren Beitrag zur

Lösung eines der schwerwiegendsten Probleme unserer Wohlstandszivilisation geleistet haben.«

Der schwarzbefrackte Redner verließ das Podium. Damit war der offizielle Teil der diesjährigen Hauptversammlung des Gemeinnützigen Vereins zur Bekämpfung der Rauschmittelsucht beendet. Damona King war nicht unfroh darüber. Sie haßte es, feierliche Reden über sich ergehen lassen zu müssen, und ging ihnen aus dem Wege, wenn es sich nur eben einrichten ließ. Dieser Versammlung im Roten Saal des Londoner City Hotels hatte sie allerdings unmöglich fernbleiben können. Schließlich gehörte der King Konzern, dessen alleinige Aktionärin sie war, zu den freigebigsten Geldgebern des Vereins. Und das nicht nur, weil sich die großzügigen Spenden von der Steuer absetzen ließen, sondern auch, weil es der jungen Konzernherrin ein echtes Anliegen war, etwas für die Eindämmung der immer größer werdenden Rauschgiftgefahr zu tun.

Damonas Freund und Generalbevollmächtigter Mike Hunter, der über Festreden und ähnliche Ansprachen genauso dachte wie sie, erhob sich fast ruckartig von seinem Stuhl.

»Puh«, machte er. »Daß manche Leute immer so viele überflüssige Worte machen müssen! Ein freundliches Schulterklopfen und ‘ne Einladung zu einem guten Whisky hätten es auch getan, meinst du nicht?«

Damona lachte. »Du hast überhaupt keinen Sinn für Würde, mein Lieber«, stellte sie fest.

»Mag sein«, gab ihr Mike recht. »Dafür habe ich aber einen rechtschaffenen Durst. Wie ist es – genehmigen wir uns an der Hotelbar noch einen Kleinen?«

»Einverstanden. Ich könnte es mir niemals verzeihen, wenn du verdurstest. Außerdem brauche ich dich noch.«

Mike blinzelte ihr zu. »Heute nacht, wenn wir zwei ganz alleine sind?«

Damona setzte eine strenge Miene auf. »Was du immer denkst! Ich meinte natürlich, daß die Firma noch nicht auf deine Dienste verzichten kann, klar?«

Selbstverständlich nahm Mike ihre Worte nicht ernst. Nur zu gut wußte er, daß auch Damona persönlich seine ›Dienste‹ mit größtem Vergnügen in Anspruch nahm.

Die beiden verließen den Roten Saal, um sich auf den Weg zur Bar zu machen. Unterwegs mußten sie immer wieder kurz haltmachen, um mit anderen Versammlungsteilnehmern ein paar Worte zu wechseln. Dem Antirauschgiftverein gehörte eine ganze Reihe von Persönlichkeiten aus dem Big Business an, die direkte oder indirekte Kontakte mit dem King Konzern hatten. Small Talk war also ein Gebot sowohl der Höflichkeit als auch der Nützlichkeit.

In der Hotelbar herrschte einiger Betrieb. Damona und Mike waren nicht die einzigen Versammlungsteilnehmer, die von den feierlichen Reden Durst bekommen hatten. Außerdem waren natürlich auch noch diverse andere Hotelgäste anwesend. Die beiden hatten echte Mühe, einen Tisch zu finden, an dem noch Platz war.

Suchend blickte sich Mike um, erspähte dann in einer Ecke einen Tisch, an dem nur ein einziger anderer Gast saß.

»Wie wär's da drüben?«

»Okay. Ist das nicht Melvin Hawthorne, der da sitzt?«

»Ja, das ist er«, bestätigte Mike. »Vielleicht ganz gut, daß wir ihn hier treffen. Dann können wir gleich mit ihm über die Finanzierung der Northern-Ou-Transaktion reden.«

Melvin Hawthorne war der Präsident einer kleinen, aber feinen Privatbank, mit der der King Konzern schon seit langen Jahren zusammenarbeitete. Zum Zeitpunkt staatlicher Hochzinspolitik war es auch für eine Weltfirma empfehlenswert, solche Kontakte zu pflegen.

Der Bankier blickte kaum hoch, als die beiden an seinen Tisch traten. Mit düsterem Gesichtsausdruck starrte er in sein halb leeres Glas.

»Hallo, Mr. Hawthorne?« grüßte Mike.

Jetzt endlich nahm der Bankier Notiz von den beiden Ankömmlingen.

»Oh, Mr. Hunter, Sie sind es. Und Miss King ist auch dabei!«

Nach dem Händeschütteln nahmen alle drei Platz. Melvin Hawthorne bemühte sich zwar, seiner Miene einen etwas heiteren Ausdruck zu geben, aber es gelang ihm nicht so ganz.

»Kummer, Mr. Hawthorne?« fragte Mike. »Zu viel Geld an die Polen ausgeliehen?«

Der Bankier schüttelte den Kopf. »Meine Sorgen sind mehr privater Natur.«

Damona war kein indiskreter Mensch. Jetzt aber hatte sie das Gefühl, daß es dem älteren Mann guttun würde, wenn er über seine Probleme sprechen konnte.

»Ihre Frau?« fragte sie mitfühlend.

Wieder schüttelte der Bankier den Kopf. »Es geht um meine Tochter June«, erwiderte er.

Damona erinnerte sich. Vor gar nicht so langer Zeit hatte sie munkeln hören, das June Hawthorne heroinabhängig geworden sein sollte. Sicher war dies auch der Grund, aus dem ihr Vater der Tagung des Antirauschgiftvereins beigewohnt hatte.

Melvin schien ihre Gedanken zu lesen. »Nicht was Sie denken, Miss King«, sagte er mit schwerer Stimme. »Es ist noch viel schlimmer.«

»Schlimmer als… Heroin?«

»June ist Mitglied einer dieser verbrecherischen Jugendsekten geworden und nach Indien gereist. Seit Monaten habe ich nichts mehr

von ihr gehört. Eine Postkarte im Januar, in der sie sich von mir und ihrer Mutter lossagte, und dann nichts mehr. Sie können sich nicht vorstellen, wie verzweifelt ich bin.«

Doch, das konnte Damona sehr gut. Es war noch gar nicht so lange her, daß sie ihre Eltern verloren hatte. Nur zu gut wußte sie deshalb, wie der Verlust eines geliebten Menschen schmerzte.

»Haben Sie nicht versucht, Ihre Tochter zurückzuholen?« fragte Mike Hunter.

»Natürlich habe ich das. Ich habe meinen ganzen Einfluß geltend gemacht und sogar das Außenministerium eingeschaltet. Aber bis jetzt ist nichts dabei herausgekommen.«

»Vielleicht kommt June von sich aus zurück«, meinte Damona.

»Wenn ihr langsam das Geld ausgeht…«

Bitter lachte der Bankier auf. »Geld? Geld ist für meine Tochter kein Problem. Ich habe ihr zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag schon einen Teil meines Vermögens übertragen. Um Erbschaftssteuern zu sparen, verstehen Sie? Ein unverzeihlicher Fehler! Ihr sogenannter Guru hat sich inzwischen das ganze Geld unter den Nagel gerissen. Und natürlich baut der Halunke darauf, noch mehr aus June herauszuholen. Niemals wird er sie aus seinen Klauen freigeben!«

Damona blickte den älteren Mann an. »In Indien ist sie, sagten Sie, Mr. Hawthorne? Wo dort?«

»In Brahmapur.«

»Nie gehört«, gab Damona zurück. »Wo liegt das?«

»In Westbengalen, wie ich mir habe sagen lassen. Warum wollen Sie das so genau wissen, Miss King?«

Damona fuhr sich bedächtig mit der Hand über das Kinn. »Westbengalen ist gut«, sagte sie nachdenklich. »Mr. Hunter und ich beabsichtigen, in den nächsten Tagen eine Geschäftsreise nach Kalkutta zu unternehmen. Warum sollten wir nicht einen kleinen Abstecher nach Brahmapur machen? Was hältst du davon, Mike?«

»Du meinst…«

»Genau das meine ich!«

Melvin Hawthorne war den beiden dankbar dafür, daß sie sich um seine Tochter kümmern wollten. Viel Hoffnungen, daß es ihnen wirklich gelingen würde, das Mädchen aus den geldgierigen Fingern des Sektenführers zu befreien, machte er sich jedoch nicht.

Allerdings hatte er auch keine Ahnung davon, daß Damona King eine Weiße Hexe war, die es sich durchaus zutraute, mit jedem Guru fertig zu werden.

***

Mißvergnügt starrte Sardar Naidu auf das Schreiben der Bundesregierung, das bereits gestern auf seinen Schreibtisch geflattert

war.

Der rote Stempelaufdruck ließ unmißverständlich erkennen, daß die Angelegenheit dringend war und keinen Aufschub erlaubte. Wohl oder übel mußte er sich umgehend darum kümmern. Und es ließ sich wegen der heiklen Natur der Sache auch nicht vermeiden, daß er die Dinge höchstpersönlich in die Hand nahm. Schließlich war er der Polizeichef von Brahmapur!

Seufzend faltete er den Schrieb zusammen und steckte ihn in die Innentasche seines Jacketts. Er stand auf, schnallte das Futteral mit der Dienstwaffe um und verließ sein Büro.

»Raj!«

Der schnauzbärtige Polizist sprang diensteifrig von seinem Stuhl hoch. »Naidu Babu?«

»Hole einen Wagen«, kommandierte Sardar Naidu.

»Sofort!«

Nath Raj eilte davon, um den Auftrag seines Vorgesetzten in die Tat umzusetzen. Als Naidu das flachgeschossige Polizeigebäude verließ, stand sein Untergebener schon mit einem der altersschwachen Rover bereit. Er hielt die Beifahrertür auf und ließ Naidu einsteigen. Dann nahm er selbst hinter dem Steuer Platz.

»Wohin fahren wir, Naidu Babu?«

»Zum Aschram des hochwohlgeborenen Guru Baghavat«, knurrte der Polizeichef.

»Oh!« Nath Raj verzog das Gesicht und ließ den Motor an. Dann fädelte er sich in den äußerst spärlich fließenden Verkehr Brahmapurs ein.

Nur langsam kam er vorwärts. Das lag jedoch weniger an anderen Wagen als vielmehr an ein paar heiligen Kühen, die sich ausgerechnet die Durchgangsstraße ausgesucht hatten, um sich dem behördlich gestatteten Müßiggang hinzugeben.

»Was tun wir im Aschram?« fragte der Polizist. »Das Übliche?«

»Ja«, bestätigte Saidu. »Eine Engländerin namens June Hawthorne. Ihre Eltern scheinen einflußreiche Leute zu sein. Sie haben sich gleich ans Amt der Ministerpräsidentin gewandt.«

Wieder verzog Raj das Gesicht. »Dann werden wir wohl einigen Ärger bekommen. Oder glauben Sie, daß dieser Kerl das Mädchen freiwillig ziehen lassen wird?«

»Nein, das glaube ich nicht.« Baghavat, der mit richtigem Namen Tscharan Masumdar hieß und von Raj so abfällig ›dieser Kerl‹ genannt wurde, war ein Mann, gegen den man nur sehr schwer ankommen konnte. Die Schule, die er gegründet hatte, verstieß in keiner Weise gegen das Gesetz. Kein Mensch konnte ihm nachweisen, daß er irgendwelche Zwänge auf seine Schüler ausübte. Daß diese Schüler zum überwiegenden Teil Europäer und Amerikaner waren, die der

Guru ausnahm wie die Erdnüsse, spielte dabei überhaupt keine Rolle. Wenn die Verblendeten nicht selbst erkannten, daß ihr

›Erhabener‹ keineswegs der Künder eines neuen Heilswegs, sondern ein trickreicher Scharlatan war, dann trugen sie ganz allein die Schuld an ihrem Unglück. Dumm war nur, daß die Angehörigen der meisten jungen Leute die Dinge etwas anders sahen und der Polizei immer wieder Arbeit machten.

Brahmapur war eine kleine Stadt. Bald hatten die beiden Polizeibeamten die Häuser hinter sich gelassen. Der Rover rumpelte eine schmale Straße entlang, die diesen Namen eigentlich gar nicht verdiente. Schlaglöcher und vom Regen weggespültes Erdreich machten die Fahrbahn streckenweise so unwegsam, daß der Wagen nur im Schrittempo vorwärtskam. Das sumpfige Gelände ringsum war ein Paradies für Stechmücken und ähnliches Ungeziefer. Obgleich sämtliche Fenster des Rover geschlossen waren, ließ es sich doch nicht vermeiden, daß einige der Insekten ins Innere des Wagens eindrangen und die Insassen böse plagten. Naidu wünschte sich in sein ventilatorgekühltes Büro zurück und beschwor den Zorn der Göttin Kali auf das kahlgeschorene Haupt Tscharan Masumdars herab.

Der Aschram des Guru lag ein paar Meilen von Brahmapur entfernt. Vor zwei Jahren noch war es eine einfache, ärmliche Einsiedelei gewesen, die einem echten Sadhu als Heimstatt gedient hatte.

Masumdar, schon mit dem Geld seiner Jünger gesegnet, hatte das an einem kleinen Flußlauf gelegene Grundstück erworben und mit mehreren bungalowartigen Häusern bebauen lassen. Als der Rover jetzt auf den Innenhof des Aschram fuhr, hatte Naidu beinahe das Gefühl, den Herrschaftssitz eines Radscha zu besuchen.

Mehrere junge Menschen in orangefarbenen Kutten, bei denen es sich ausnahmslos um Ausländer handelte, hockten im Schatten einer Platane und gaben sich Meditationsübungen hin. Mit ihrer geistigen Versenkung schien es jedoch nicht allzu weit her zu sein. Als sie des Wagens ansichtig wurden, blickten sie alle hoch und fingen an miteinander zu tuscheln.

Nath Raj brachte den Rover mit quietschenden Reifen zum Stehen.

Die beiden Polizisten stiegen aus und traten auf die Gruppe unter der Platane zu. Sardar Naidu musterte die jungen Leute, wobei er sich Mühe gab, ein halbwegs freundliches Gesicht zu machen.

Die Gruppe bestand aus sechs Männern und zwei Mädchen. Alle waren jung. Naidu hätte wetten mögen, daß noch kein einziger von ihnen die dreißig überschritten hatte.

»Ist jemand von euch June Hawthorne?« fragte Naidu und zwang sich zu einem Lächeln.

Die jungen Leute tauschten verschwörerische Blicke, schüttelten dann einhellig den Kopf. Keiner von ihnen sagte ein Wort.

Der Polizeichef hatte nichts anderes erwartet. Dies war nicht die erste Mission, die er hier im Aschram Masumdaras zu erfüllen hatte.

Bei allen seinen früheren Besuchen war es ähnlich gewesen. Die Jünger des Guru redeten nur dann mit Fremden, wenn sie von ihrem Herrn und Meister die Erlaubnis dazu bekamen.

»Holt euren Guru«, sagte er seufzend. »Ich habe mit ihm zu reden.«

Einer der jungen Männer gab seinen Lotossitz auf und verschwand im mittelsten der drei Bungalows. Wenig später kam ein anderer Mann zum Vorschein. Ein Inder, von dem Naidu wußte, daß er Ghoschal hieß und einer der engsten Vertrauten des Sektenführers war. Gemessenen Schritts kam Ghoschal heran.

»Sie wünschen?«

Hochmut und Arroganz standen dem Burschen im Gesicht geschrieben. Sardar Naidu hätte ihn ohrfeigen mögen.

»Ich will Masumdar sprechen«, verlangte der Polizeichef mit energischer Stimme.

»Masumdar, Masumdar«, echote Ghoschal und tat so, als habe er diesen Namen nie in seinem ganzen Leben gehört. »Sollten Sie den Baghavat meinen?«

Baghavat war ein Ehrennamen, den sich der Sektenführer zugelegt hatte, und bedeutete soviel wie der ›Erhabene‹. Aber Naidu wollte niemals ins Nirwana eingehen, wenn er den betrügerischen Guru jemals so titulierte. Ehre gebührte nur dem, der sie auch wirklich verdiente. Und Masumdar verdiente sie ganz gewiß nicht, denn mit seiner offenkundigen Scharlatanerie brachte er alle aufrichtigen Jogis und Sadhus in Verruf.

»Was ist nun?« fragte Naidu unwirsch. »Holst du ihn jetzt, oder muß ich erst…«

»Folgen sie mir«, sagte Ghoschal.

Er drehte sich auf dem Absatz und marschierte auf den mittleren Bungalow zu. Die beiden Polizeibeamten gingen hinter ihm her und betraten das Haus.

Weißer Marmorfußboden und kunstvolle Mosaikarbeiten an den Wänden ließen gleich erkennen, daß es der Erbauer des Aschram nicht nötig gehabt hatte, auf die Rupie zu sehen. Eine ganze Reihe von mannshohen Götterfiguren und der durchdringende Geruch von Myrthen und Moschus ließen unwillkürlich den Eindruck entstehen, als sei die Eingangshalle des Bungalows ein heiliger Tempel.

Schon dieser Umstand verriet mehr als deutlich, daß es dem Sektenführer vornehmlich darum ging, Eindruck zu schinden. Ein Guru, dessen Anliegen es war, seine Schüler wirklich auf den Heilsweg zu führen, wäre niemals auf den Gedanken gekommen, auf diese penetrante Art und Weise zu protzen.

Durch einen Bogengang, der von der Eingangshalle abzweigte, führte

Ghoschal die beiden unwillkommenen Besucher zu einer mit goldenen Mandalas verzierten Tür, vor der er haltmachte.

»Warten Sie hier«, sagte er kurz angebunden und verschwand in dem dahinterliegenden Raum.

Mehrere Minuten vergingen. Die beiden Polizisten standen vor der Tür wie bestellt und nicht abgeholt.

»Möchte wissen, was die beiden da drin jetzt aushecken«, murmelte Nath Raj ärgerlich.

Der Polizeichef zuckte die Achseln. Selbst wenn Masumdar sie hier noch eine Stunde warten ließ, konnte er nichts dagegen machen.

Offiziell lag nicht das geringste gegen den Sektenführer vor.

Weitere Minuten verstrichen, dann kam Ghoschal endlich wieder zum Vorschein.

»Treten Sie ein!«

Die beiden Beamten ließen sich nicht zweimal bitten, kamen der Einladung sofort nach.

Auch der Raum, den sie jetzt betraten, strotzte geradezu vor Marmor und Mosaikarbeiten. Götterbilder waren allerdings nicht vorhanden. Wahrscheinlich deshalb nicht, um nicht von dem Mann abzulenken, der selbst gottgleich inmitten einer schwellenden Kissenlandschaft thronte. Tscharan Masumdar war ein schwergewichtiger, großer Mann, den selbst ein Wohlwollenderer als nett bezeichnen konnte. Sein kahlgeschorener Schädel bildete eine rosige Einheit mit dem feisten, von einem listigen Doppelkinn geprägten Gesicht. Wie seine Jünger trug er eine orangefarbene Kutte, die sich wie eine zweite Haut um seinen massigen Körper spannte. Eine schwere Goldkette schlang sich um seinen Hals. Daran war ein fast handgroßes Amulett befestigt, das auf seiner Brust ruhte und einen scheußlich aussehenden Rattendämon zur Schau stellte. Der Guru blickte nicht hoch, als die beiden Beamten vor ihn hintraten. Sein Blick war auf eine imaginäre Stelle in der Luft fixiert, die ihn weitaus mehr zu interessieren schien als alles, was um ihn herum vor sich ging.

Ghoschal, der nicht von der Seite der Besucher gewichen war, räusperte sich.

»Sie kommen sehr ungelegen«, stellte er fest. »Der Meister hält gerade Zwiesprache mit dem astralen Universum.«

Sardar Naidu zog die Mundwinkel schief. »Vielleicht könntest du ihm sagen, daß er seinen Dialog mit der Astralwelt für einen Augenblick unterbricht und sich auf diese Welt konzentriert.«

Der Sektenführer tat so, als habe er nichts gehört, starrte weiter in die leere Luft. Für ihn schienen die Besucher überhaupt nicht anwesend zu sein.

»Sie wollten mit dem Baghavat sprechen«, sagte Ghoschal.

»Warum tun Sie es nicht?«

»Wir suchen eine junge Frau namens June Hawthorne«, knurrte der Polizeichef. »Sie muß hier sein.«

»June Hawthorne«, wiederholte Ghoschal und runzelte die Stirn. »Sollten Sie Ananda Bala meinen?«

Naidu wußte, daß sich alle europäischen und amerikanischen Jünger des Guru einen Hindunamen zulegten. Durchaus möglich also, daß sich diese Engländerin jetzt Ananda Bala nannte.

»Ja«, nickte er deshalb, »genau die meine ich.«

»Was wollen Sie von Ananda Bala?« erkundigte sich Ghoschal, während der Guru nach wie vor so tat, als ginge ihn das Ganze einen feuchten Kuhmist an.

Langsam begann der Polizeichef die Geduld zu verlieren. »Holen Sie das Mädchen her, dann sehen wir weiter!«

Ghoschal wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu. Zum ersten Mal gab Tscharan Masumdar zu erkennen, daß er sehr wohl mitbekam, was geredet wurde. Er machte eine Handbewegung, deren Sinn den beiden Polizisten verborgen blieb, von seinem Getreuen jedoch auf Anhieb verstanden wurde. Ghoschal trat an einen kleinen Tisch heran und griff nach einer kleinen Schreibtafel sowie einem Stück Kreide. In ehrerbietiger Haltung übergab er beides seinem Herrn und Meister, der seine starre, unbewegliche Haltung jetzt aufgegeben hatte.

Der Guru schrieb etwas auf die Tafel und reichte sie Ghoschal anschließend zurück. Dabei kam keine einzige Silbe über seine Lippen.

Verwundert nahm Sardar Naidu das seltsame Getue zur Kenntnis.

»Was soll der Quatsch?« wollte er wissen.

»Der Meister hat heute seinen Schweigetag«, gab der Jünger Auskunft. »Sie erwarten doch nicht, daß er wegen Ihnen sein Gelübde bricht?«

Der Polizeichef biß sich auf die Lippen. Die Sitte, für einen Tag oder auch länger zu schweigen, war ihm wohlbekannt. Viele große und heilige Männer, darunter auch der unvergessene Mahatma Gandhi, hatten regelmäßige Schweigeperioden eingelegt. Zweck dieser Übungen war es, die Gedanken zu ordnen und zu innerer Sammlung zu gelangen. Daß der betrügerische Guru von solchen Motiven geleitet wurde, bezweifelte Naidu jedoch ganz entschieden.

Er war überzeugt davon, daß Masumdar nur aus reiner Schikane den Mund nicht aufmachte.

Ein schneller Blick auf die Schreibtafel sagte ihm, daß der Sektenführer immerhin nicht ganz auf Oppositionskurs gegangen war.

›Hole die Schülerin, Gopal‹, hatte er geschrieben.

Ghoschal verließ den Raum und ließ die Besucher mit seinem Herrn und Meister allein.

Sardar Naidu griff nach einer Zigarette und zündete sie an. Er wußte

sehr wohl, daß es eine grobe Unhöflichkeit war, in der Gegenwart eines Guru zu rauchen. Aber das kümmerte ihn nicht im mindesten. Wenn der Bursche glaubte, auf der Schweigetour reiten zu müssen, dann konnte er mit gleicher Münze zurückzahlen.

»Die Eltern June Hawthornes verlangen, daß Sie das Mädchen freilassen, Masumdar«, sagte er.

Der Sektenführer deutete auf die Schreibtafel. Unwillig grunzend griff Nath Raj danach und gab sie ihm.

Man sah ihm deutlich an, wie albern er sich dabei vorkam.

Masumdar schrieb etwas auf die Tafel und reichte sie dem schnauzbärtigen Polizisten zurück.

›Ich kann niemanden freilassen, da ich niemanden gefangenhalte‹, lasen die beiden Beamten.

»Dann haben Sie nichts dagegen, wenn wir das Mädchen mitnehmen?« fragte Naidu.

Der Guru verlangte wieder nach der Tafel.

›Nicht ich entscheide, ob jemand mit Ihnen geht oder nicht‹, schrieb er. Des Menschen höchstes Gut ist sein freier Wille, den ihm göttliche Allmacht verlieh Phrasen, nichts als Phrasen, dachte Sardar Naidu ärgerlich. Eins war ihm völlig klar: der fette Guru würde keinen Finger krümmen, um diese Engländerin zu bewegen, den Aschram zu verlassen.

Wenige Augenblicke später kam Ghoschal zurück. Bei ihm war eine junge Frau in dem hier gewohnten orangefarbenen Kittel. Man mußte sie zweifellos als sehr hübsch bezeichnen, wenn auch ihr blasses Gesicht ein bißchen abgemagert erschien und durch ein ständiges nervöses Zucken beeinträchtigt wurde. Sie hatte langes, blondes Haar, war zum Glück noch nicht auf den Gedanken gekommen, sich den Kopf kahlscheren zu lassen. Von ihrer Figur war nicht viel zu sehen, weil sie durch den formlosen Umhang weitgehend verborgen wurde. Aber Naidu hätte wetten mögen, daß sich das Mädchen auch in dieser Hinsicht sehen lassen konnte.

»Sie sind June Hawthorne?« fragte er.

Die Engländerin antwortete nicht sofort. Sie blickte auf den Guru, so als ob sie ihn erst um Erlaubnis fragen mußte, bevor sie die Frage des Polizisten beantwortete.

Tscharan Masumdar nickte ihr zu. »Nun?« drängte Sardar Naidu.

»Den Namen June Hawthorne habe ich vergessen«, sagte die junge Frau. »Heute heiße ich Ananda Bala.«

Der Polizeichef lächelte. »Ich glaube nicht, daß Ihre Eltern mit dieser Namensänderung einverstanden sind, Miss Hawthorne.«

»Ich habe keine Eltern mehr. Der Baghavat bedeutet mir mehr als Vater und Mutter.«

Sardar Naidu verzog die Lippen zu einer schmalen Linie. Mit diesen

entschiedenen Worten der jungen Frau war eigentlich schon alles gesagt. Nicht im Traum dachte sie daran, den Aschram ihres Herrn und Meisters freiwillig zu verlassen. Der Guru hatte sie vollkommen in seinen Bann geschlagen, hatte sie mit seinen Scharlatanerien so eingelullt, daß ihr klares Urteilsvermögen absolut ausgeschaltet war.

Wider besseres Wissen sagte er: »Ihre Eltern möchten, daß Sie nach England zurückkehren. Ich möchte sie bitten, mit mir zu kommen, Miss Hawthorne!«

Das Mädchen wurde noch blasser, als es ohnehin schon war. Echtes Entsetzen trat in ihr blasses Gesicht.

»Ich… ich soll mich von dem Baghavat trennen?« stieß sie stockend hervor.

»Das ist der Wunsch Ihrer Eltern«, bestätigte der Polizeichef. »Und es ist auch das Beste für Sie selbst!«

»Nein, nein, nein!«

Die junge Frau warf ihrem Herrn und Meister einen hilfesuchenden Blick zu.

Zum ersten Mal zeigte sich im Gesicht des Sektenführers eine Regung. Ein Lächeln, das Juni Hawthorne sicherlich als gütig und ermutigend ansah, das in den Augen Sardar Naidus allerdings mehr an einen satten Tiger denken ließ, setzte das Doppelkinn Masumdars in Bewegung. Mit einer herrischen Handbewegung verlangte er nach der Schreibtafel und ließ den Stift darüber tanzen.

Aus den Augenwinkeln konnte Sardar Naidu erkennen, was er geschrieben hatte.

›Du weißt, daß du nicht gehen mußt, wenn du nicht willst, meine Tochter!‹

»Ich bleibe!« sagte das Mädchen dann auch prompt.

Der Polizeichef hatte nichts anderes erwartet. Seine vagen Hoffnungen, auf korrekte Art und Weise zum Ziel zu kommen, waren längst verflogen. Aber er war keineswegs bereit, sich geschlagen zu geben. Immer wieder erschien vor seinem geistigen Auge der Brief mit dem roten Stempel, den er bekommen hatte. Die Unannehmlichkeiten, die ihn erwarteten, wenn er June Hawthorne nicht aus dem Aschram des betrügerischen Guru herausbrachte, konnte er sich lebhaft ausmalen. Er entschloß sich, nach dem letzten Mittel zu greifen, das ihm zur Verfügung stand.

»Tut mir leid, Miss Hawthorne«, sagte er mit unbewegtem Gesicht, »aber Sie können nicht hierbleiben.«

»Wieso nicht?«

»Ich muß Sie mitnehmen!«

Ghoschal, der bisher schweigend dabeigestanden hatte, schaltete sich ein.

»Mit welchem Recht…«

Mit einer barschen Handbewegung schnitt ihm Sardar Naidu das Wort ab. »Miss Hawthorne steht unter dem Verdacht, den Schmuckhändler Larini in Brahmapur bestohlen zu haben!«

Dieser Anklage folgte sekundenlanges einhelliges Schweigen. In allen Gesichtern spiegelte sich Verblüffung wider. Selbst Nath Raj, der seinem Vorgesetzten treu ergeben war, mußte das Gesagte erst richtig verdauen.

Ghoschal war es, der das Schweigen schließlich brach.

»Das ist… absurd!« stieß er hervor.

Sardar Naidu mußte ihm unbedingt recht geben. Seine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung hatte in der Tat etwas Absurdes an sich. Mit Sicherheit hatte die Engländerin niemals etwas von dem Schmuckhändler Larini gehört, geschweige denn ihn bestohlen.

Aber das mußte sie erst mal beweisen.

Ohne auf den entrüsteten Ausruf des Gurujüngers einzugehen, griff Naidu nach dem Arm der Engländerin.

»Kommen Sie, Miss Hawthorne!«

Das Mädchen wußte gar nicht, wie ihm geschah. »Aber ich… ich habe niemals …«

»Das wird sich alles herausstellen. Wenn Sie unschuldig sind, steht Ihrer Rückkehr in den Aschram nichts im Wege. Aber das muß sich erst noch herausstellen.«

Mit sanfter Gewalt zog er die junge Frau zur Tür. Nath Raj, der jetzt begriffen hatte, was sein Vorgesetzter bezweckte, schloß sich ihm unverzüglich an.

»Warten Sie!«

Geduckt stand Ghoschal da. Es sah so aus, als ob er sich jeden Augenblick auf die beiden Beamten stürzen wolle.

Naidu blieb stehen, legte die Hand auf die Grifftasche seiner Dienstwaffe.

»Willst du mich hindern, meine Pflicht zu tun, Kerl?« fragte er mit drohendem Unterton.

Der Jünger blickte auf seinen Herrn und Meister. Der fette Mann schüttelte langsam den Kopf, griff dann wieder nach der Tafel.

›Das wird Ihnen noch leid tun‹, konnte Sardar Naidu wenig später lesen.

Das war alles, was der Guru zu entgegnen hatte. Naidus stille Befürchtungen, daß er seine gesamte Jüngerschar mobilisieren würde, erfüllten sich nicht. Ungehindert konnten die beiden Beamten mit der leise vor sich hin schluchzenden Engländerin in ihren Wagen steigen und davonfahren.

Eigentlich hätte Sardar Naidu voll und ganz mit dem Erreichten zufrieden sein können. Aber das war er nicht. Die Drohung des Guru ging und ging ihm nicht aus dem Kopf. Sein Gefühl sagte ihm, daß

diese Drohung überaus ernst zu nehmen war.

Wie ernst, ahnte er in diesem Augenblick allerdings noch nicht…

Während der Rückfahrt nach Brahmapur versuchte er ein paarmal, mit der Engländerin ins Gespräch zu kommen. Alle diese Versuche scheiterten jedoch. June Hawthorne saß mit leerem Gesichtsausdruck auf der Rückbank des Wagens und starrte ins Nichts. Sie schien gar nicht richtig mitzubekommen, daß er mit ihr sprach.

War dieses Verhalten des Mädchens nur auf den Schmerz wegen der Trennung von ihrem Guru zurückzuführen?

Sardar Naidu glaubte es nicht so ganz. Er hatte vielmehr den Eindruck, daß die junge Frau unter Drogeneinwirkung stand und ihr Verhältnis zur Realität deshalb echt gestört war. Sollte sich dies bewahrheiten, wäre ihm das gar nicht so unangenehm. Wenn ein Arzt das Mädchen untersuchte und dabei feststellte, daß ihr verbotene Narkotika verabreicht worden waren, hatte er endlich eine Handhabe gegen Tscharan Masumdar und konnte offiziell gegen den Kerl einschreiten. Dadurch würden gleichzeitig auch alle Unannehmlichkeiten, die ihm wegen der aus der Luft gegriffenen Diebstahlsanzeige gegen die junge Frau entstehen konnten, schlagartig vom Tisch gefegt werden.

»Fahr schneller«, sagte er zu Nath Raj. »Das Mädchen muß schnellstens in ärztliche Behandlung.« Der schnauzbärtige Polizist stellte keine Fragen, trat aber gehorsam das Gaspedal tiefer durch.

Bald war Brahmapur erreicht.

***

Kaum hatten die beiden Polizisten den Raum verlassen, als Tscharan Masumdar seine Meditationshaltung auch schon aufgab. Von einem Gelübde des Schweigens war ebenfalls keine Rede mehr.

»Möge sich dieser Naidu Arme und Beine brechen«, stieß er haßerfüllt hervor und fügte seinem wenig frommen Wunsch noch ein paar lästerliche Flüche hinzu.

Was das Unheil anging, war Ghoschal mit dem Guru absolut einer Meinung. Ansonsten hatte er an dessen Handlungsweise doch einiges auszusetzen.

»Es war ein Fehler, die Engländerin so ohne weiteres davongehen zu lassen«, sagte er mit unüberhörbarem Tadel in der Stimme. »Sie war die schönste Goldkuh, die wir in unserem Stall hatten. Nun werden wir sie nicht mehr melken können.«

Der Vorwurf seines Helfers machte Tscharan Masumdar nur noch zorniger.

»Was willst du, Dummkopf?« führ er den drahtigen, asketisch wirkenden Mann an. »Hätten wir die beiden Männer mit Gewalt daran hindern sollen, das Mädchen mitzunehmen?«

»Sie hatten kein Recht…«

»Recht, Recht«, unterbrach der Guru mit einer wütenden Handbewegung. »Recht hat immer der, der den dicksten Knüppel in der Hand hält. So steht es schon in den Versen. Aber dort steht auch noch etwas anderes: Wer zuerst lacht, dem wird das Lachen noch vergehen!«

Diese Worte hörte Ghoschal gerne. Seine finstere Miene hellte sich sofort auf.

»Was tun wir?« fragte er begierig.

»Kümmere dich um deine Angelegenheiten«, wies ihn Masumdar mit scharfer Stimme zurecht. »Sorge dafür, daß die anderen Schüler nicht auf falsche Gedanken kommen. Was Ananda Bala angeht… Ich werde die erforderlichen Maßnahmen schon ergreifen!«

Ghoschal nickte und stellte keine weiteren Fragen mehr. Er verließ den Raum, um den Befehl des Meisters auszuführen.

Tscharan Masumdar blickte ihm mit zusammengekniffenen Augen nach. Der Bursche fing an, unangenehm zu werden. Dies war nicht das erste Mal, daß er eine gewisse Aufsässigkeit an den Tag legte. Er bildete sich offenbar ein, daß er auch etwas zu sagen hatte.

Es wurde langsam Zeit, ihm zu zeigen, wo er tatsächlich stand. Aber nicht jetzt. Jetzt hatten andere Dinge Vorrang.

Ächzend erhob sich der Guru aus seiner sitzenden Stellung und mühte sich auf die Füße. Er trat ans Fenster und blickte hinaus auf den Innenhof. Er sah die Schüler im Gespräch mit Ghoschal. Wie es schien, herrschte keine Aufregung unter den jungen Leuten. Daß die Engländerin den Aschram verlassen hatte, nahmen sie offensichtlich ziemlich gefaßt hin. Ghoschal würde es schon gelingen, eine einleuchtende Erklärung für das Gehen ihrer Schwester zu geben. Masumdar lächelte verächtlich. Die Narren aus den USA, aus Germany, Frankreich und England waren von grenzenloser Einfalt. Sie fraßen jeden Brocken, den man ihnen hinwarf. Und sie kamen gar nicht auf den Gedanken, daß der Brocken unter Umständen vergiftet sein könne.

Tscharan Masumdar trat an die Tür heran, die sich in der rückwärtigen Wand des Meditationszimmers befand. Hinter dieser Tür lag ein weiterer kleiner Raum, den niemand außer ihm betreten durfte.

Dieser Raum war sein ureigenstes Heiligtum.

Er holte einen Schlüssel hervor und öffnete. Dann schlüpfte er hinein und schloß die Tür hinter sich wieder sehr sorgfältig ab.

Tiefe Dunkelheit umfing ihn. Der kleine Raum hatte kein Fenster – aus gutem Grunde, denn er wollte hier unter keinen Umständen von irgend jemandem beobachtet werden.

Augenblicke später hatte er eine dickbauchige Kerze entzündet.

Im Schein des flackernden Lichts wurden schattenhaft die Konturen einer mannshohen Statue sichtbar. Die steinerne Gestalt hatte den Körper eines Menschen und den Kopf einer Ratte. Die entblößten Nagezähne glänzten in einem gespenstischen Weiß, während in den rötlichen Augen ein schwelendes Feuer zu brennen schien.

Marasha, der Rattendämon!

Mit ihm hatte Tscharan Masumdar einen Pakt geschlossen und sein Karma dadurch auf Jahrhunderte belastet. Aber das kümmerte ihn nicht weiter. Er lebte jetzt, in diesem Leben. Über das, was ihm bei seinen nächsten Wiedergeburten widerfahren würde, machte er sich gegenwärtig keine Gedanken.

Ehrerbietig fiel der Guru vor der Dämonenstatue auf die Knie und neigte andächtig das Haupt. Gleichzeitig umfaßte er mit der rechten Hand das Amulett auf seiner Brust und preßte es bis zur Schmerzgrenze gegen sein Herz.

Dann begann er mit den vorbereitenden Übungen des Kundalini Yoga. Mit leiser, fast tonloser Stimme murmelte er die altüberlieferten Formeln und paßte seine Atemtätigkeit der vorgeschriebenen Art und Weise an. Langsam versank die reale Welt um ihn herum.

Er spürte, wie sich sein Ich vom Körper löste, wie es eintrat in die Dimension des Geistes. Nachtschwarze und blutrote Nebel drangen von allen Seiten auf ihn ein, umhüllten ihn wie ein Mantel aus astraler Materie.

»Oh, Ishvara Marasha«, sagte er, »erhöre deinen Diener!«

Er war sich selbst nicht bewußt, ob er diese Worte mit seinem Mund oder nur in Gedanken ausgesprochen hatte. Die Grenzen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits waren fließend geworden, konnten in dem Trancezustand, in dem er sich jetzt befand, nicht mehr wahrgenommen werden.

Sechsmal noch wiederholte Tscharan Masumdar den Ruf. Schließlich wurden seine Bemühungen von Erfolg gekrönt.

Die düsteren Nebel, die ihn von allen Seiten umwaberten, rissen plötzlich auf. Eine zunächst noch schattenhafte, dann immer klarer hervortretende Gestalt schwebte auf ihn zu.

Marasha!

In Wirklichkeit sah der Dämon noch viel furchteinflößender aus, als die Steinstatue ahnen ließ, größer, grausamer, schrecklicher. In den rötlichen Augen, loderte in der Tat ein höllisches Feuer, dessen zuckende Flammen alles zu verzehren drohten, was in ihren Einflußbereich kam. Die Rattenzähne sahen aus wie mörderische Dolche, und aus dem halb geöffneten Rachen strömte ein pestilenzartiger Atem, der jeden normalen Menschen auf der Stelle betäubt hätte.

Der Körper des Dämons war von erschreckender Mächtigkeit. Unter

der dichten grauen Behaarung zeichneten sich Muskeln ab, die von unvergleichlicher Stärke kündeten. Die Arme liefen in klauenartige Hände aus, deren spitze Krallen dazu geschaffen schienen, sich in weiches Fleisch zu bohren und es zu zerfetzen und zu zerreißen. Tscharan Masumdar konnte nicht vermeiden, im ersten Augenblick von kreatürlicher Angst befallen zu werden. Es gelang ihm jedoch bald, dieser Angst Herr zu werden.

»Ishvara, ich danke dir von ganzem Herzen dafür, daß du mein Flehen erhört hast«, sagte er demütig.

»Was willst du von mir, Unwürdiger?« fragte der Dämon. Seine Stimme klang wie rollender Donner und brachte die schwarzen und roten Nebelschwaden zum Zittern.

Tscharan Masumdar trug seine Wünsche vor.

Der Dämon erklärte sich bereit, seine Wünsche zu erfüllen. Aber er verlangte eine Gegenleistung: ein Opfer.

Ein Menschenopfer!

Masumdar hatte keinerlei Hemmungen, sich einverstanden zu erklären. Und er wußte auch schon, wen er Marasha als Opfer darbringen würde. Es gab da einen unbotmäßigen Schüler namens Frank Reinhardt…

***

Ein recht anstrengender Nonstop-Flug von London nach Kalkutta lag hinter Damona King und Mike Hunter. Die Abenddämmerung stand kurz bevor, als die Boeing der BEA auf der Rollbahn des Flughafens Dum-Dum landete.

Mit einer Taxe fuhren Damona und Mike zu ihrem Hotel, in dem bereits von London aus ein Doppelzimmer für sie reserviert worden war.

»Es hat jemand aus England angerufen«, erfuhren sie an der Rezeption. »Vor einer Stunde etwa.«

»Sicher jemand aus der Firma«, vermutete Mike. »Ein Mr. Tozzi vielleicht?«

»Augenblick, bitte.«

Der Rezeptionist griff nach einem Notizblock und blätterte darin herum. »Der Name des Gentlemans war Hawthorne«, gab er dann bekannt. »Er wird es im Laufe des Abends nochmals versuchen.«

»Hawthorne?« wunderte sich Mike. Im Augenblick wußte er nicht so recht, was er mit dieser Information anfangen sollte.

Damona half ihm auf die Sprünge. »Melvin Hawthorne vermutlich. Hast du vergessen, daß wir uns um seine Tochter kümmern wollten?«

»Natürlich, natürlich«, murmelte Mike. »Aber wer ahnt denn, daß es der Mann so eilig hat? Woher weiß er überhaupt, daß er uns hier im Hotel finden kann?«

»Das wird man ihm wohl gesagt haben, als er im King Konzern nach uns gefragt hat. Wahrscheinlich will er uns nur noch mal an das Mädchen erinnern.«

»Als ob wir jemals etwas vergessen würden!« grinste Mike und nahm von dem Rezeptionisten den Zimmerschlüssel entgegen.

In ihrem Zimmer angekommen, frequentierten die beiden das Bad und kleideten sich um. Als sie sich gerade zum Abendessen begeben wollten, läutete das Telefon. Damona, die dem Apparat am nächsten war, griff nach dem Hörer.

»Miss King?«

»Ja.«

»Ein Gespräch aus England. Ich verbinde.«

Trotz der großen Entfernung hörte Damona die Stimme des Anrufers klar und deutlich. Wie nicht anders erwartet, handelte es sich um Melvin Hawthorne. Was Damona hingegen überraschte, war die Tatsache, daß ein ausgesprochen heiterer Unterton in seiner Stimme mitschwang. Als sie den Bankier zuletzt gesehen und gesprochen hatte, war er völlig am Boden zerstört gewesen.

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht, Miss King.«

»Aber nein, Mr. Hawthorne. Falls Sie wegen Ihrer Tochter anrufen… Machen Sie sich keine Sorgen. Wir werden sie ganz bestimmt nicht vergessen.«

»Davon bin ich überzeugt, Miss King! Ich wollte Sie auch nur über den neuesten Stand der Dinge ins Bild setzen. Wie ich Ihnen schon sagte, hatte ich mich ja mit dem Außenministerium in Verbindung gesetzt. Daraufhin sind die indischen Behörden aktiv geworden. Mit Erfolg! Ich habe inzwischen telegrafisch Bescheid bekommen, daß June nicht mehr bei dieser Sekte ist. Sie befindet sich gegenwärtig in der Obhut der Polizei von Brahmapur.«

»Wie schön für Sie, Mr. Hawthorne«, sagte Damona erfreut.

»Dann brauchen wir also gar nichts mehr zu tun?«

»Das… äh … würde ich nicht sagen«, erwiderte der Bankier.

»June ist ein bißchen… labil. Ich kann nicht ausschließen, daß sie…«

»… es sich anders überlegt und doch wieder zu dieser Sekte zurückkehrt«, vervollständigte Damona.

»Das wollte ich sagen, ja.«

»Keine Bange, Mr. Hawthorne, wir bleiben am Ball. Wenn wir unsere geschäftlichen Besprechungen hier in Kalkutta abgeschlossen haben, kümmern wir uns in jedem Fall um Ihre Tochter. Nach Möglichkeit sorgen wir dafür, daß sie mit uns zusammen nach England zurückfliegt.«

»Das wäre wunderbar. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Miss King.«

Wenig später beendete Damona das transkontinentale Telefonat und

informierte Mike über seinen Inhalt.

»Wäre natürlich schön, wenn wir uns Arbeit ersparen könnten«, meinte der und fuhr sich übers Kinn. »Aber ich weiß nicht so recht. Sekten dieser Sorte haben die Tendenz, ihre Mitglieder mit allen Mitteln festzuhalten. Ich sehe das Mädchen noch nicht in England.«

»Ich auch nicht«, stimmte ihm Damona zu.

»Warum setzen wir uns nicht telefonisch mit der Polizei von Brahmapur in Verbindung und hören nach, wie die Dinge gegenwärtig stehen?« schlug Mike vor.

»Prächtige Idee!«

Damona griff wieder nach dem Telefon. Aber sie erlebte eine Enttäuschung. Es war nicht möglich, direkt nach Brahmapur durchzuwählen. Die Verbindung mußte erst über die Fernvermittlung hergestellt werden. Und das konnte dauern.

»Gehen wir erst mal essen«, sagte Mike praktisch.

Und das taten die beiden dann auch.

***

Frank Reinhardt hatte mörderische Angst.

Der Schock der Erkenntnis steckte ihm noch tief in den Knochen.

Der Baghavat trug sein Rattenamulett nicht nur zur Zierde. Ganz offenbar verlieh ihm der Talisman eine geheimnisvolle Macht über die großen Nagetiere. Die Ratten gehorchten ihm, gehorchten ihm wie folgsame Diener. Die Art und Weise, in er sie seine Flucht verhindert hatten, ließ daran nicht den geringsten Zweifel.

Verzweifelt fragte sich Reinhardt immer wieder, was nun aus ihm werden würde. Nach dem gescheiterten Fluchtversuch hatte ihn der Guru in einen kleinen Kellerraum gebracht, der außer einem Tisch, zwei Wasserschüsseln und einem einfachen Lager völlig leer war.

Die Wände waren kahl, ein Fenster gab es nicht. Die meiste Zeit verbrachte Reinhardt in völliger Dunkelheit. Zwar besaß er eine Kerze, aber die zündete er kaum an, damit sie nicht vorzeitig herunterbrannte.

Der Baghavat hatte das enge Mauergeviert als Meditationsraum bezeichnet, in dem er Gelegenheit finden sollte, sich zu beruhigen und wieder zu sich selbst zu finden. Das war natürlich blanker Hohn. In Wirklichkeit war der Raum ein Gefängnis.

Wie lange er inzwischen hier eingesperrt war, wußte er nicht. Eine Uhr stand ihm nicht zur Verfügung. Und er hatte in der Dunkelheit jedes Zeitgefühl verloren. In jedem Fall kam es ihm so vor, als sei seit seinem Fluchtversuch eine halbe Ewigkeit vergangen. Eins aber wußte er mit einiger Sicherheit: Wenn er nicht bald hier herauskam, würde er unweigerlich verrückt werden.

Als er dann draußen auf dem Kellergang näherkommende Schritte

hörte, beherrschten ihn die unterschiedlichsten Gefühle. Die Hoffnung, daß man ihn nun endlich aus diesem Loch herausholen würde, aber auch die Furcht, daß der Baghavat noch weitere Strafmaßnahmen im Sinne hatte. Sein Pulsschlag beschleunigte sich, als draußen ein Schlüssel ins Schloß gesteckt und die Tür geöffnet wurde.

Das Licht einer brennenden Fackel fiel in den Raum. In ihrem Schein konnte Frank Reinhardt den Baghavat und zwei seiner indischen Helfer – Ghoschal und Kanai – erkennen.

»Komm mit, mein Sohn«, sagte der Guru mit einer Stimme, die geradezu freundlich klang.

Das hörte sich hoffnungsvoll an, dachte der Deutsche. Er erhob sich von seinem Lager.

»Ich bedaure, was ich getan habe«, sagte er scheinbar demütig.

»Werde ich nun wieder in die Gemeinschaft der Brüder und Schwestern aufgenommen?«

Tatsächlich hatte er seine Fluchtgedanken nicht für eine Sekunde aufgegeben. Aber er hielt es für angebracht, den Indern weiszumachen, daß er anderen Sinnes geworden war.

»Dies sei dir nicht verwehrt, mein Sohn«, erwiderte der Baghavat.

»Vorher jedoch…« Er machte eine bedeutungsvolle Pause.

»Vorher jedoch?« drängte Frank Reinhardt.

»Mußt du deinen Geist von bösen Gedanken reinigen! Ich bin bereit, dir dabei zu helfen, mein Sohn.«

»Was… heißt das?« fragte Reinhardt zögernd. Die Worte des Baghavat beunruhigten ihn zutiefst.

»Folge mir, mein Sohn. Wir werden die Reinigungszeremonie sogleich in Angriff nehmen.«

Frank Reinhardt wußte nicht, was der Guru mit ihm vorhatte.

Dennoch schlugen in seinem Innersten alle Alarmglocken an. Er ahnte, daß ihm etwas Schreckliches widerfahren würde, wenn er jetzt mitging. Hinter den so harmlos klingenden Worten des Baghavat verbarg sich eine nicht ausgesprochene Drohung, das spürte er mit jeder Faser seines Körpers.

»Nein«, sagte er und wich so weit zurück, bis ihm die Wand Einhalt gebot. »Ich… will nicht.«

Der Baghavat gab seinen beiden Helfershelfern mit den Augen einen Wink. Sofort setzten sich Ghoschal und Kanai in Bewegung und traten auf den Deutschen zu.

Frank Reinhardt erwartete sie mit geballten Fäusten. Einmal war es ihm gelungen, Ghoschal zu überrumpeln. Ob er das jetzt allerdings noch einmal schaffen würde, glaubte er selbst kaum. Diesmal war Ghoschal nicht allein. Und er würde wachsam sein und sich nicht abermals überraschen lassen. Dennoch, kampflos sollten sie ihn nicht in die Hände kriegen.

Aber Reinhardt hatte gegen die beiden Männer nicht den Hauch einer Chance. Die beiden Boxhiebe, die er vom Stapel ließ, verpufften im Nichts. Dann hatten ihn Ghoschal und Kanai schon gepackt.

Sie verdrehten seine Arme so, daß er keinen Widerstand mehr leisten konnte. Das einzige, was ihm blieb, waren Flüche und Beschimpfungen. Aber natürlich konnte er damit bei den Indern keinerlei Eindruck machen.

Der Baghavat, der die brennende Fackel in der Hand hielt, drehte sich wortlos um und schritt den düsteren Kellergang hinunter. Ghoschal und Kanai, die Frank Reinhardt in die Mitte genommen hatten, folgten ihm auf dem Fuße.

Schnell wurde dem Deutschen klar, daß es tiefer in den Keller hineinging, weg von der Treppe, die nach, oben führte. Bisher hatte er gar nicht gewußt, daß die unterirdischen Räumlichkeiten so ausgedehnt waren. Seine Furcht steigerte sich immer mehr. Was auch immer man mit ihm hier unten anstellte, kein Mensch würde es jemals erfahren. Die anderen Schüler konnten nichts hören und nichts sehen. Wahrscheinlich wußten sie nicht einmal, daß er hier wahr.

Durchaus möglich, daß ihnen der Baghavat erzählt hatte, er habe in der vergangenen Nacht den Aschram verlassen und sei nicht zurückgekehrt.

Vor einer schweren Bohlentür in der äußersten Ecke des Kellers machte der Baghavat halt. Er holte einen Schlüssel hervor und schloß die Tür auf.

»Bringt ihn rein«, befahl er seinen Helfershelfern in bengalischer Sprache. Frank Reinhardt war lange genug im Lande, um die Worte zu verstehen.

Ghoschal und Kanai zerrten ihn in einen Raum, der ihm sofort einen eiskalten Schauer über den Rücken herunterjagte. Das Mauergeviert war nicht größer als der Raum, aus dem man ihn gerade herausgeholt hatte. Aber die Ausstattung war eine ganz andere. Die Wände zeigten kein rohes, unverputztes Mauerwerk, sondern waren mit roten und schwarzen Stoffbahnen bespannt. Dasselbe galt für die Decke. Der Stoff war mit geheimnisvollen Zeichen und Hieroglyphen bestickt, die unwillkürlich an schwarze Magie und Schlimmeres denken ließen. Genau in diesen Rahmen paßte auch die mannshohe Statue, die in der Mitte des Raumes stand. Sie stellte einen Mann dar, der jedoch kein menschliches Gesicht hatte. Statt dessen saß auf den Schultern ein abstoßender Rattenkopf mit gebleckten Zähnen und rötlichen Augen. Die abscheuliche Gestalt ähnelte stark dem Bild, das auf dem Brustamulett des Baghavat zu sehen war. Die Parallelen waren alptraumhaft.

»Sitz nieder«, befahl der Guru.

Als Frank Reinhardt der Aufforderung nicht sofort nachkam, halfen

Ghoschal und Kanai nach. Sie zwangen ihn, im Lotussitz vor der Rattenstatue Platz zu nehmen. Dann banden sie ihm die Hände und Füße zusammen, so daß er sich praktisch nicht mehr rühren konnte.

Seine Proteste überhörten sie, seine schwache Gegenwehr erstickten sie im Keim.

»Nun geht!« sagte der Baghavat.

Ohne ein Wort zu sagen, verließen die beiden Inder den Raum.

Reinhardt wußte, daß es geradezu lächerlich war, aber er hätte es fast lieber gesehen, wenn sie geblieben wären. Allein mit dem Baghavat zurückzubleiben, ließ seine Furcht weiter anwachsen. Der fette Mann hatte etwas ganz Schreckliches mit ihm vor, das wurde ihm von Sekunde zu Sekunde immer klarer.

»Was… hat das alles zu bedeuten?« fragte er mit einer Stimme, die in seinen eigenen Ohren heiser und unsicher klang.

Der Baghavat würdigte ihn keiner Antwort. Jeder Funken Freundlichkeit, vorgetäuscht oder wirklich, war aus seinen Zügen gewichen. Sein Gesicht hatte sich in eine Maske konzentrierter Entschlossenheit verwandelt.

Er trat vor die Rattenstatue hin und nahm eine meditative Haltung an. Mit fester Hand umklammerte er das Amulett auf seiner Brust, während seine Lippen tonlose Worte murmelten. Ganz starr stand er da, so als sei er selbst zu einer Statue geworden.

Eine unheimliche Atmosphäre breitete sich in dem Raum aus, eine Atmosphäre die Frank Reinhardt in kalten Schweiß ausbrechen ließ.

Namenloses Grauen schien sich in den Raum zu schleichen. Ein Grauen, das unsichtbar war und sich auch mit Worten nicht beschreiben ließ. Der Deutsche spürte, wie sich seine Kopfhaut spannte und ihm die Haare buchstäblich zu Berge standen. Er wollte etwas sagen, wollte die drückende Stille, die lastend den ganzen Raum ausfüllte, unterbrechen. Aber er fand nicht die Kraft dazu.

Ihm war, als würde ihm irgendeine unbekannte Macht die Lippen regelrecht verschließen. Wie gebannt blickte er auf den Baghavat, der offenkundig eine geheime Zwiesprache mit Mächten führte, die nicht von dieser Welt waren.

Dann gab der Guru seine starre, unbewegliche Haltung auf einmal auf. Er griff in die Tasche seines Umhangs und holte irgend etwas hervor, das Reinhardt auf Anhieb nicht erkennen konnte. Erst als der Inder den kleinen Gegenstand zum Munde führte, sah er, um was es sich handelte.

Eine Flöte!

Dieselbe Flöte, die der Baghavat im Wagenschuppen benutzt hatte, bevor die Ratten gekommen waren!

Mit kalter Hand griff das Entsetzen nach seinem Herzen. Schon seit jeher hatte er eine tiefe Abneigung, ja geradezu einen Ekel vor Ratten

gehabt. Und das Erlebnis im Schuppen hatte diesen Ekel fast ins Unerträgliche gesteigert. Wenn jetzt wieder Ratten kamen…

Der Baghavat flötete…

… und die Ratten kamen!

Die Vorhänge an den Wänden raschelten, bewegten sich und spuckten eine große Zahl der ekelhaften Nager aus. Unwillkürlich wurde Frank Reinhardt an die alte Sage vom Rattenfänger von Hameln erinnert, die man sich in seinem Heimatland erzählte. In Hameln hatten die Ratten auf die Flötentöne eines Mannes gehört, als seien sie seine gehorsamen Sklaven. Und hier schien es jetzt ganz genau so zu sein. Die unheimlichen Nager, fast so groß wie Katzen, strömten aus allen Ecken des Raumes herbei, formierten sich wie eine Armee und fingen dann an, die Götzenstatue und die beiden Männer kreisförmig zu umtanzen.

Der Deutsche glaubte, verrückt zu werden. Dies alles durfte und konnte gar nicht wahr sein. Er schloß die Augen, um das wahnsinnige Bild aus seinem Bewußtsein zu verbannen. Aber als er die Augen wieder öffnete, waren die tanzenden Ratten immer noch da. Nein, er litt nicht an Einbildungen. Und er war sich auch ganz sicher, daß ihm der Baghavat keine Halluzination vorgaukelte. Was er hier sah, war nichts als die reine Realität.

Und es wurde immer wahnsinniger…

Der Guru entlockte seiner Flöte jetzt ein paar Töne, die so schrill waren, daß sie Reinhardts Ohren weh taten. Die Ratten reagierten darauf, stürzten sich urplötzlich von allen Seiten auf den Deutschen.

Reinhardt spürte sie überall – an seinen Füßen, den gespreizten Oberschenkeln, ja, selbst auf den Schultern.

Vor Ekel und Entsetzen wurde er beinahe verrückt. Er wollte sich schütteln, die grauen Ungeheuer von sich schleudern. Aber das gelang ihm nicht. Nach wie vor war er nicht in der Lage, sich zu bewegen. Er schaffte es nicht einmal, einen Schrei auszustoßen. Wie gelähmt saß er da, jeden Augenblick damit rechnend, daß die Ratten ihre Zähne in sein Fleisch schlugen und anfingen, ihn bei lebendigem Leibe aufzufressen.

Das jedoch geschah nicht. Dafür passierte etwas anderes, etwas, das viel schrecklicher und grauenerregender war.

Die Statue des Rattengötzen begann auf einmal zu leben!

Frank Reinhardt sah, wie die Augen der mannshohen Figur, die aus irgendwelchen Edelsteinen bestehen mußten, plötzlich aufleuchteten. Ein unheiliges Feuer brach aus ihnen hervor. Flammen, die ihren Ursprung in den tiefsten Schlünden der Hölle zu haben schienen, schlugen ihm entgegen. Die spitze Schnauze des Rattenkopfes öffnete sich so weit, daß die Zähne wie Dolche hervorstanden. Ein stinkender Atem, der an Pest und Schwefel denken ließ, quoll aus der Schnauze

und rief augenblicklichen Brechreiz bei Reinhardt hervor.

Dem Deutschen fielen die Augen fast aus den Höhlen, als er begriff, daß auch dies keine Halluzination, sondern unfaßbare Wirklichkeit war. Alles in ihm verlangte danach, aufzuspringen und davonzulaufen. Aber das war nicht möglich. Die unheimliche Kraft, die seine Glieder lähmte, ließ ihn nicht aus den Klauen. Er konnte sich nicht bewegen, mußte alles, was um ihn herum geschah, ohne Gegenwehr über sich ergehen lassen.

Der Rattenkopf der Götzenfigur bewegte sich, beugte sich zu Frank Reinhardt hinunter. Näher und näher kamen die furchtbaren Zähne.

Die schwarzen Wellen einer gnädigen Bewußtlosigkeit schlugen über ihm zusammen und erlösten ihn.

***

Das ›Parvati‹ war das einzige Hotel Brahmapurs. Zwar gab es noch einige kleinere Herbergen in der Stadt, aber die konnte man einer Europäerin nur schwerlich zumuten. Aus diesem Grunde hatte Sardar Naidu die Engländerin im Parvati untergebracht. Er betrat das Hotel, nickte dem hinter der Rezeption stehenden Besitzer zu und ging gleich zum ersten Stockwerk hoch, wo June Hawthornes Zimmer lag.

Vor der Zimmertür stand Nath Raj. Seine Miene drückte alles andere als große Begeisterung aus. Naidu wunderte das nicht. Es war sicherlich kein Vergnügen, den ganzen Tag auf dem Korridor herumzustehen und darauf aufzupassen, daß das Mädchen nicht weglief. Aber der schnauzbärtige Polizist war ein Mann, der seine Aufgaben ernst nahm. Er wäre niemals auf den Gedanken gekommen, sich zu beschweren.

»Hat sie Schwierigkeiten gemacht?« erkundigte sich der Polizeichef.

»Und ob«, seufzte Raj. »Mindestens fünfmal hat sie versucht, das Zimmer zu verlassen. Ich mußte beinahe Gewalt anwenden, um sie zurückzuhalten.«

»Gut gemacht«, lobte Sardar Naidu. Dann öffnete er die Tür und trat in das Zimmer.

June Hawthorne lag auf dem Bett und starrte verkniffen an die Decke. Als sie ihn bemerkte, sprang sie hoch und stürmte sofort auf ihn los.

»Lassen Sie mich jetzt endlich gehen?« fuhr sie ihn an.

Ihr Gesicht war unnatürlich blaß. Die Lider zuckten nervös, und in den Augen lag ein fiebriges Glänzen. Sardar Naidu kannte sich ein bißchen aus. Wenn ihn nicht alles täuschte, dann litt das Mädchen unter Entzugserscheinungen. Sein Verdacht, daß der betrügerische Guru seinen Opfern Rauschmittel verabreichte, bekam neue Nahrung.

»Miss Hawthorne«, begann er, »seien Sie vernünftig und…«

»Sie wollen mich also noch länger einsperren!«

»Von Einsperren kann überhaupt keine Rede sein. Sie sind hier zu Ihrem Besten. Gedulden Sie sich noch ein bißchen. In den nächsten Tagen wird jemand kommen, um Sie abzuholen. Und wenn Sie wieder in England bei Ihren Eltern sind…«

Weiter kam er nicht. Die junge Frau kreischte auf wie eine Katze, der man auf den Schwanz getreten hatte, und stürzte sich mit gespreizten Fingern auf ihn.

»Ich will nicht nach Hause!« schrie sie. Gleichzeitig fuhr sie dem Polizeichef mit den Fingernägeln ins Gesicht.

Sardar Naidu spürte, wie die Haut an mehreren Stellen aufgerissen wurde. Blutstropfen sickerten hervor. Wütend packte er die Hände der jungen Frau und stieß sie von sich weg.

»Was soll das, Miss Hawthorne?« entrüstete er sich. »Seien Sie doch endlich vernünftig!«

Die Engländerin wurde nicht vernünftig. Wieder ging sie auf ihn los. Naidu blieb nichts anderes übrig, als ihr eine schallende Ohrfeige zu versetzen.

»Tut mir leid, Miss Hawthorne, aber sie lassen mir keine andere Möglichkeit.«

Das Mädchen warf sich aufs Bett und vergrub den Kopf in den Kissen. Sie schluchzte so stark, daß ihr ganzer Körper zuckte. Mehrmals versuchte Naidu noch, sie anzusprechen. Aber sie reagierte gar nicht darauf. Achselzuckend wandte sich der Polizeichef ab. Er sah ein, daß es keinen Zweck hatte, mit ihr zu reden. Sie war so verbohrt, daß man ihr mit Argumenten gar nicht kommen konnte. Er verließ das Zimmer und trat wieder auf den Flur hinaus.

Nath Raj erschrak, als er das Blut im Gesicht seines Vorgesetzten sah.

»Was… ist passiert, Naidu Babu?«

Der Polizeichef winkte ab. »Nicht der Rede wert. Sie wollte mir nur zeigen, daß sie anderer Meinung ist als wir. Paß weiterhin gut auf sie auf, Raj!«

Der schnauzbärtige Polizist nickte. Er machte den Mund auf, so als ob er etwas sagen wollte, tat es dann aber doch nicht.

»Ja, Raj?« fragte Naidu.

»Ich… äh … wollte eigentlich nur fragen, wie lange das Mädchen noch hierbleiben wird.«

Sardar Naidu seufzte. »Ich hoffe, nicht mehr lange. Ich habe dem Ministerium mitgeteilt, daß wir sie aus dem Aschram herausgeholt haben. Nun können wir nur darauf warten, daß man uns jemanden schickt, der sie abholt.«

Er nickte seinem Untergebenen noch einmal zu und entfernte sich.

Wenig später saß er im Rover. Kurz überlegte er, ob er nochmals in sein Büro fahren sollte, entschied sich dann aber dagegen. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen. Mit gutem Recht konnte

er seinen Dienst für diesen Tag als beendet betrachten.

Naidu steuerte den Wagen in den Norden Brahmapurs, wo er wohnte. Dieses Viertel der Stadt war den Honoratioren vorbehalten, zu denen sich auch Sardar Naidu zählen durfte. Er besaß dort ein kleines Haus, das sich zwar nicht mit einigen luxuriösen Bungalows in der Nachbarschaft messen konnte, seinen im Grunde genommen recht bescheidenen Ansprüchen aber vollauf genügte.

Zu Hause angekommen, rief er zunächst im Revier an. Polizist Giri meldete sich.

»Schiwa sei Dank, daß Sie sich melden, Naidu Babu«, sagte er.

»Ich wußte schon gar nicht mehr, was ich machen sollte.«

»Inwiefern?« fragte der Polizeichef zurück.

»Hier bei uns ist ein gewisser Frank Reinhardt aufgetaucht, ein Deutscher, wenn ich mich nicht irre. Der junge Mann gehört zu den Schülern Masumdars.«

»Und was will er?«

»Er will unbedingt wissen, wo wir die Engländerin hingebracht haben!«

Sardar Naidu: verzog den Mund. »Du hast es ihm doch nicht etwa gesagt, Giri?«

»Nein, natürlich nicht! Sie hatten uns ja ausdrücklich aufgetragen, unter gar keinen Umständen…«

»Gut, gut. Schick den Mann weg, Giri. Sag ihm einfache du hättest keine Ahnung, wo das Mädchen ist.«

»Das habe ich ihm bereits gesagt. Aber er will sich damit nicht zufrieden geben. Er besteht darauf, den Aufenthaltsort der Engländerin zu erfahren. Und er hat uns eine ganze Menge Ärger angedroht, wenn wir es ihm nicht sagen!«

»Hm«, machte der Polizeichef. Er haßte Schwierigkeiten. Es war keine Frage, daß die ›Schutzhaft‹ dieser June Hawthorne illegal war, auch wenn er letzten Endes mit Rückendeckung von höchster Stelle rechnen durfte. Dennoch konnte es großen Ärger für ihn geben. Und diesem wollte er nach Möglichkeit aus dem Wege gehen.

»Schick diesen Deutschen einfach zu mir nach Hause, Giri«, sagte er. »Ich werde selbst mit ihm reden.«

Durch das Telefon spürte Naidu die Erleichterung seines Untergebenen. Giri war natürlich heilfroh, den Deutschen auf diese Weise loszuwerden. Naidu erkundigte sich dann noch, ob sonst etwas Wichtiges vorgefallen war. Und als dies nicht der Fall war, gab er Anweisung, Nath Raj in zwei Stunden abzulösen, und beendete dann das Gespräch.

Anschließend zog er sich zunächst ins Privatleben zurück. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Töchtern aß er zu Abend und ließ sich über die kleinen Dinge des familiären Alltags unterrichten.

Viel Zeit blieb ihm dafür allerdings nicht. Schneller als erwartet war der Deutsche zur Stelle.

Sein Äußeres überraschte den Polizeichef etwas. Er hatte einen Mann erwartet, der in der üblichen Maskerade der Gurujünger auftrat. Das jedoch war nicht der Fall. Der kräftige junge Mann trug keine orangefarbene Robe und stellte auch nicht einen kahlgeschorenen Schädel zur Schau. Statt dessen hatte er ein buntes Hemd und eine ganz normale Leinenhose an. Auf dem Kopf saß eine runde Mütze, und um den Hals hatte er ein rotes Tuch geschlungen. Wenn er es nicht besser gewußt hätte, wäre Sardar Naidu gar nicht auf den Gedanken gekommen, einen der Anhänger Masumdars vor sich zu haben.

Naidu geleiteten den Besucher in sein häusliches Arbeitszimmer und bot ihm einen Stuhl an.

»Sie wünschen?« fragte er dann.

»Das habe ich bereits Ihren Kollegen gesagt«, erwiderte Reinhardt

»Ich möchte wissen, wo Miss Hawthorne ist.«

»Warum?«

Der junge Deutsche lächelte. »Liegt das nicht auf der Hand? Wie ich hörte, ist Miss Hawthorne aus dem Schülerkreis des Baghavat ausgestiegen. Nun, dasselbe trifft auch auf mich zu. Ich habe erkannt, daß der Guru ein Betrüger ist, und habe mich ebenfalls von ihm abgewandt. Wundert es Sie da, daß ich mich mit ihr in Verbindung setzen möchte? Schließlich sind wir verwandte Seelen.«

»So, sind Sie das?« sagte Naidu gedehnt.

Er war nicht dieser Ansicht. Der junge Mann übersah völlig, daß June Hawthorne den Ashram keineswegs freiwillig verlassen hatte.

Sie hielt Masumdar ganz gewiß nicht für einen Betrüger, sondern sah in ihm nach wie vor den großen Heiligen. Aber es sprach natürlich für den Deutschen, daß er von sich aus zur Vernunft gekommen war.

Aber war er das wirklich?

Auf einmal kamen Naidu Bedenken. Wer sagte ihm denn, daß dieser Reinhardt tatsächlich das dachte, was er erzählte? Vielleicht handelte es sich lediglich um ein geschicktes Täuschungsmanöver. Tscharan Masumdar arbeitete mit allen Tricks. Durchaus möglich, daß er den Deutschen nur vorgeschickt hatte, um an das Mädchen heranzukommen.

Je mehr er über diese Theorie nachdachte, desto überzeugter wurde er von ihr. Ja, der junge Mann, der hier vor ihm saß, war bestimmt auch jetzt noch ein treuer Anhänger des Guru und wollte ihn nur reinlegen. Aber das sollte ihm nicht gelingen.

»Tut mir leid, Mr. Reinhardt«, sagte der Polizeichef. »Aber ich kann Ihnen leider nicht helfen.«

»Wieso nicht?« begehrte der Deutsche auf. Offener Ärger spiegelte

sich in seinem Gesicht wider.

»Miss Hawthorne ist nicht mehr in Brahmapur«, behauptete Naidu.

»Sondern?«

»Sie dürfte sich derzeitig bereits in einem Flugzeug befinden, das sie zurück nach Europa bringt.«

Der junge Mann sprang so heftig von seinem Stuhl hoch, daß dieser umstürzte.

»Sie sind ein ganz verdammter Lügner!« schimpfte er.

Auch Sardar Naidu erhob sich. Seine Miene war eisig. Er war keinesfalls gewillt, sich von diesem Burschen Unverschämtheiten an den Kopf werfen zu lassen, wenn diese auch vielleicht nicht ganz so unberechtigt waren.

»Was fällt Ihnen ein, Freundchen?« sagte er mit scharfer Stimme.

»Sie wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben, was?«

Mit böse funkelnden Augen blickte ihn der Deutsche an. Naidu hatte den Eindruck, daß sich der Bursche am liebsten auf ihn stürzen würde. Aber er sollte nur kommen. Reinhardt war zwar stark und kräftig, aber er traute sich durchaus zu, mit dem jüngeren Mann fertig zu werden. Bevor er zum Polizeichef von Brahmapur aufstieg, hatte er jahrelang als einfacher Polizist Dienst getan. Und dabei war es mehr als einmal rauh hergegangen. Diese harte Schulung hatte sich bezahlt gemacht. Noch heute konnte er davon zehren.

»Verlassen Sie mein Haus, Mister Reinhardt!« sagte er mit energischer Stimme. »Sofort!«

Der junge Mann antwortete nicht. Mit einiger Verwunderung nahm der Polizeichef zur Kenntnis, daß Reinhardt auf einmal stocksteif dastand. War der Bursche etwa in eine Art Trancezustand verfallen? Manche Yogis konnten das auf Anhieb, und vielleicht hatte sich der Deutsche einiges von ihren Künsten in Aschram angeeignet.

Nur, was sollte der Blödsinn?

»He, Sie…«

Die Worte blieben Sardar Naidu im Hals stecken. Fassungslos starrte er auf seinen Besucher, mit dem plötzlich eine unheimliche Verwandlung vor sich ging.

Kinnlade und Mund wurden ganz spitz, wurden zu einer tierischen Schnauze. Aber das war nur der Anfang. Das ganze Gesicht Reinhardts veränderte sich. Die Nase, die Augen, die Stirn das Haar.

Innerhalb weniger Augenblicke war der Kopf des jungen Mannes zu einem großen, furchterregenden Rattenschädel geworden. Und auch seine Hände waren von der unheimlichen Metamorphose erfaßt worden. Der Mann hatte keine Menschenhände mehr, sondern Rattenklauen mit spitzen Krallen.

Sardar Naidu war normalerweise kein Mann, der sich so schnell aus der Fassung bringen ließ. Jetzt jedoch war er sekundenlang wie

gelähmt. Das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu, und sein Herz schlug so heftig wie nie in seinem Leben.

Als er endlich wieder Herr seines Körpers war und davonstürzen wollte, war es bereits zu spät. Der Rattenmensch sprang ihn mit einem mächtigen Satz an.

Der Polizeichef kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

***

Die geschäftlichen Besprechungen, die Damona King und Mike Hunter in Kalkutta zu führen hatten, gingen schnell und ohne Komplikationen über die Bühne. Sie waren gekommen, um über den Kauf einer einheimischen Textilfabrik durch den King Konzern zu verhandeln. Nach einer ausgiebigen Werksbesichtigung, die zur großen Zufriedenheit der Besucher ausfiel, ging es dann nur noch um das Geld. Grundsätzliche Einigung mit den Besitzern, zu denen auch der indische Staat gehörte, wurde überraschend schnell erzielt.

Es ging bald nur noch um Details der Finanztransaktion. Darum brauchten sich Damona und Mike allerdings nicht weiter zu kümmern. Schließlich hatten sie dafür ihre Leute. Für sie war die Angelegenheit fürs erste erledigt.

Eigentlich hätten sie nun umgehend nach England zurückfliegen können. Aber das taten sie natürlich nicht. Schließlich hatten sie Melvin Hawthorne versprochen, sich um seine Tochter zu kümmern.

Abermals versuchten sie, telefonisch nach Brahmapur durchzukommen. Das Ergebnis vom vergangenen Abend wiederholte sich jedoch: eine Verbindung kam nicht zustande. Der Rezeptionist im Hotel, ein guter Kenner der Verhältnisse, meinte, daß die Leitung wahrscheinlich durch den jüngsten Monsun irgendwo auf der Strecke zwischen Küste und Binnenland unterbrochen und noch nicht wieder repariert worden war.

Mike schwante gleich Böses. »Und wie lange kann es dauern, bis man wieder nach Brahmapur durchkommt?«

Der Rezeptionist lächelte verlegen und hob vielsagend die Schultern.

Diese Antwort genügte Mike. Er wandte sich an Damona. »Dann bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als unangemeldet in dieses Kaff zu fahren, oder?«

»Wohl nicht«, stimmte ihm Damona zu. »Besorgen wir uns also einen Mietwagen und…«

Ein Räuspern des Rezeptionisten unterbrach sie.

»Ich würde ihnen abtaten, mit dem Wagen nach Brahmapur zu fahren«, sagte der Mann.

»Warum?«

»Wegen des Monsuns wahrscheinlich«, antwortete Mike anstelle des

Hotelangestellten.

Dieser nickte. »Es gibt eine schnellere Art in unserem Land zu reisen. Warum nehmen sie nicht die Eisenbahn?«

»Wenn Sie es sagen…«

Auch die Zugverbindung nach Brahmapur war nicht die beste, wie Damona und Mike wenig später erfuhren. Wenn sie schnell dort ankommen wollten, war es ratsam, noch an diesem Tage aufzubrechen. Wohl oder übel entschlossen sich die beiden, auf das bequeme Bett in ihrem Hotelzimmer zu verzichten und die Nacht statt dessen in einem Zugabteil zu verbringen. Was tat man nicht alles für seine Freunde.

Der Rezeptionist arrangierte alles weitere. Zwei Stunden später saßen Damona und Mike im Zug nach Brahmapur.

Wenn sie gewußt hätten, was sie dort erwartete, wären sie vielleicht doch noch die Nacht über im Hotel geblieben…

***

Mißmutig trat Nath Raj von einem Fuß auf den anderen. Seit fast acht Stunden stand er nun schon hier vor der Zimmertür herum und paßte auf, daß diese verdammte Engländerin nicht entwischte.

Langsam reichte es ihm jetzt.

Er hatte eigentlich gehofft, daß Naidu jemand schicken würde, um ihn abzulösen. Aber bis jetzt sah es gar nicht danach aus. Er überlegte, ob er im HQ anrufen sollte, entschied sich aber dann dagegen.

Der Chef hatte es nicht gerne, wenn man ihn drängte. Notfalls würde er also auch noch die ganze kommende Nacht auf Posten bleiben müssen.

Eine weitere halbe Stunde verging. Ein paarmal kamen irgendwelche Hotelgäste vorbei und bedachten ihn mit eigenartigen Blicken.

Das war nur zu verständlich. Da die Leute nicht wußten, daß er ein Polizist war, unterstellten sie ihm höchstwahrscheinlich irgendwelche finstere Absichten. Sonderlich tragisch war das allerdings nicht, denn der Hotelbesitzer wußte natürlich Bescheid.

Ganz überraschend tauchte dann nochmals der Chef auf.

»Ist Pandit noch nicht hier?« erkundigte er sich.

Nath Raj schüttelte den Kopf.

»Ich hatte ihn geschickt, um dich abzulösen«, sagte der Chef.

»Aber im Grunde genommen erübrigt sich das jetzt.«

Fragend zog Nath Raj die Augenbrauen hoch. »Wieso, Naidu Babu? Soll ich die ganze Nacht…«

»Aber nein, davon kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Du kannst sofort nach Hause gehen.«

Das hörte Nath Raj gerne. Dennoch wunderte er sich ein bißchen.

Wollte der Chef die Wache etwa selbst übernehmen?

Er fragte danach und bekam eine unerwartete Antwort.
»Wir brauchen das Mädchen nicht mehr zu überwachen«, sagte Sardar Naidu.
»Nicht mehr bewachen?«
»Nein! Ich habe mir die ganze Angelegenheit nochmals gründlich durch den Kopf gehen lassen. Was wir tun, ist ungesetzlich. Wir haben kein Recht, die Engländerin gegen ihren Willen hier festzuhalten. Wenn wir es ganz genau nehmen, dann ist es glatte Freiheitsberaubung, nicht wahr?«
Nath Raj wunderte sich immer mehr. Über die rechtliche Bedenklichkeit hatte es nie Unklarheiten gegeben. Wieso tat der Chef auf einmal so, als sei ihm dies erst jetzt bewußt geworden?
»Soll das heißen, daß wir das Mädchen gehen lassen, wohin es will?« fragte er ahnungsvoll.
»So ist es«, bestätigte der Polizeichef. »Wenn Sie in den Aschram zurückkehren will… Am besten wird es sein, wenn ich sie selbst wieder hinfahre.«
Nath Raj sagte nichts, blickte seinen Vorgesetzten nur mit großen Augen an. Er mußte den Sinneswandel des Chefs erst einmal richtig verwinden. Und das gelang nur sehr schlecht.
»Ist was?« fragte Sardar Naidu.
Es war nicht die Art von Nath Raj, die Entscheidungen von Leuten zu kritisieren, die mehr zu sagen hatten als er. Und das galt besonders für Bardar Naidu, in dem er immer sein großes Vorbild gesehen hatte. Jetzt aber sah er sich doch veranlaßt, von seinen sonstigen Gepflogenheiten abzugehen.
»Ich verstehe Sie nicht, Naidu Babu«, sagte er kopfschüttelnd.
»Was verstehst du nicht?« fragte der Chef nicht ohne Schärfe in der Stimme zurück.
»Daß Sie jetzt plötzlich alles über den Haufen werfen. Ausgerechnet jetzt, wo die Verantwortung für das Mädchen im Grunde genommen längst beim Ministerium liegt.«
»Die Verantwortung liegt bei mir, Raj, bei niemandem sonst! Ist das klar?«
»Natürlich, natürlich«, beeilte sich der schnauzbärtige Polizist zu sagen, »Ich meinte ja nur…«
»Ja?«
»Äh… nichts.«
Irgend etwas stimmte mit dem Chef nicht, das erkannte Nath Raj jetzt ganz deutlich. Da war ein Ausdruck in seinen Augen, der absolut nicht zu ihm paßte. Ein eigentümlich Starrer, bohrender Ausdruck, der irgendwie an ein tückisches, grausames Tier erinnerte.
»Warum starrst du mich so an?« fragte der Polizeichef und kniff diese tückischen Augen eng zusammen.

Nath Raj war kein ängstlicher Mann. Aber er merkte auf einmal, daß er eine Art Furcht vor seinem Vorgesetzten verspürte, echte animalische Furcht.

»Ich… ich bin nur etwas überrascht«, sagte er beinahe hastig. Unter keinen Umständen wollte er Sardar Naidu jetzt reizen oder sonst irgendwie herausfordern.

Diese Antwort akzeptierte der Chef.

»In Ordnung«, sagte er, »du kannst dann jetzt gehen. Ich kümmere mich um das Mädchen.«

Nath Raj nickte und setzte sich in Bewegung, blieb aber dann noch einmal stehen. »Ist noch etwas?« fragte der Chef.

»Sie wollen selbst zum Aschram hinausfahren, Naidu Babu?« erkundigte sich der schnauzbärtige Polizist.

Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen Naidus. »Traust du mir das nicht zu? Glaubst du, ich würde mit der Engländerin nicht richtig fertig?«

»Doch, doch. Ich dachte ja nur…«

»Geh jetzt, Raj!«

Der schnauzbärtige Polizist ging.

Unten auf der Straße blieb er im Eingang des Nebenhauses stehen und beobachtete das Hotel.

Lange brauchte er nicht zu warten. Schon nach kurzer Zeit kam Sardar Naidu zum Vorschein – mit dem Mädchen. Die beiden stiegen in den Rover und fuhren davon.

Nath Raj zuckte die Achseln und machte sich dann auf den Weg nach Hause.

***

»Puh«, machte Mike Hunter, als der Zug in den kleinen Bahnhof von Brahmapur einlief. »Ich hätte nicht gedacht, daß wir hier jemals heil ankommen!«

Diesen Worten konnte Damona nur zustimmen. Die Fahrt von Kalkutta war furchtbar gewesen. Völlig überfüllte Abteile, Lärm und Schmutz, eine stundenlange Verspätung, weil es unterwegs nicht weitergegangen war, und um das Maß vollzumachen schließlich auch noch ein Banditenüberfall, der allerdings mehr lächerlich als gefährlich gewesen war.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Damona und Mike müde und schlapp aus dem Zug stiegen. Sie hatten in der Nacht kein Auge zugemacht, und ihnen war so, als seien sie; ohne Pause zu machen unmittelbar von London aus angereist.

Außer ihnen stiegen nur noch ein paar Leute aus, darunter eine Frau mit nicht weniger als sieben kleinen Kindern im Orgelpfeifenalter. Gepäckträger oder sonstiges hilfreiches Personal ließ sich auf dem

Bahnsteig nicht blicken. Mike sah sich also gezwungen, ihre beiden Koffer selbst in die Hand zu nehmen.

»Hoffentlich gibt's wenigstens eine Taxe«, murrte er, während er den Weg zum Ausgang einschlug. »Jetzt noch ein längerer Fußmarsch, und du kannst mich gleich zum Friedhof bringen lassen. Wenn es so was hier überhaupt gibt!«

Außerhalb des Bahnhofs präsentierte sich Brahmapur als typische indische Ansiedlung. Aus einem ehemaligen Dorf war im Laufe der Zeit eine Kleinstadt geworden, die ihren dörflichen Charakter aber auch jetzt noch nicht verleugnen konnte. Wenn man die landesüblichen Verhältnisse zum Maßstab nahm, dann schien es den hier Wohnenden weitaus besser zu gehen als den bedauernswerten Hungerleidern auf den Elendsstraßen der Großstädte.

Zur großen Erleichterung von Mike gab es Taxen. Zwei altersschwache Gefährte undefinierbaren Fabrikats standen vor dem Bahnhofsgebäude und warteten. Zielbewußt steuerte er darauf zu.

»Suchen wir uns zuerst ein Hotel?« fragte er Damona.

»Meinst du? Ich würde eher sagen, wir fahren erst mal zum Polizeirevier.«

»Wenn es denn sein muß…«

Der Taxifahrer verstand genug Englisch, um zu begreifen, wo die unerwarteten Gäste hinwollten. Knatternd und röchelnd setzte sich seine Luxuskarosse in Bewegung. Fünf Minuten später war das Ziel erreicht: ein zweigeschossiger Bau, der überraschend modern aussah. Die beiden baten den Fahrer, zu warten, und stiegen aus.

»Hoffentlich haut er jetzt nicht mit unseren Koffern ab«, murmelte Mike argwöhnisch.

Damona lachte. »Vor den Augen der Polizei? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Die beiden betraten das Revier. In einem großen Raum, der durch eine brusthohe Holzbarriere in zwei Teile geteilt wurde, beschäftigten sich mehrere Männer mit irgendwelchen Schreibtischarbeiten.

Einer trat an die Holzbarriere heran.

»Was können wir für Sie tun?«

»Es geht um ein Mädchen namens June Hawthorne«, sagte Mike und lächelte verbindlich.

Der Inder erwiderte das Lächeln nicht. Seine Miene blieb geschäftsmäßig, beinahe unfreundlich. Er wollte etwas sagen, kam aber nicht dazu. Aus der offenen Tür eines Nebenzimmers kam ein anderer Mann und eilte herbei. Er sagte etwas zu seinem Kollegen, worauf sich dieser zurückzog. Was er gesagt hatte, blieb Mike und Damona verborgen. Über Kenntnisse der bengalischen Sprache verfügten sie beide nicht.

»Sie kommen vom Ministerium?« fragte der Mann in englischer

Sprache, die er fast akzentlos beherrschte.

Damona und Mike tauschten einen Blick.

»Vom Ministerium?« wiederholte Mike. »Nicht eigentlich. Das heißt…« Ihm fiel ein, daß Melvin Hawthorne höchste Kreise eingeschaltet hatte. Durchaus möglich also, daß irgendein indisches Ministerium Einfluß auf die hiesige Polizei genommen hatte. »Wenn Sie so wollen, ja«, fügte er deshalb hinzu.

»Ich fürchte, Sie sind umsonst gekommen«, sagte der Inder, ein mittelgroßer Mann mittleren Alters.

»Ich verstehe nicht ganz«, erwiderte Mike leicht verblüfft. »Wir wurden davon unterrichtet, daß sich Miss Hawthorne in der Obhut der Polizei von Brahmapur befindet.«

»Diese Information stimmte.«

»Aber?«

»Sie stimmte gestern noch, Mr…«

»Hunter«, sagte Mike. »Und das ist Miss King.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Das stimmte ganz sicher nicht, fand Mike. Der Polizist machte ein ziemlich finsteres Gesicht und betrachtete die beiden Besucher ausgesprochen stechend. Man sah ihm deutlich an, daß er sie auf dem schnellsten Weg zum Teufel wünschte.

»Wo ist Mr. Hawthorne?« fragte Mike mit erhobener Stimme.

Der Inder antwortete nicht sofort. Sein stechender Blick durchbohrte Mike förmlich. Dann bequemte er sich doch zu einer Antwort: »Miss Hawthorne ist wieder in die Schule ihres Guru zurückgekehrt.«

Mike und Damona konnten es nicht fassen. Wieder tauschten sie einen Blick.

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, ergriff Damona jetzt das Wort. »Das Mädchen war also in Ihrer Obhut! Und doch ist es jetzt wieder.«

»Ja, so ist es.«

»Aber wieso?«

Der Inder zuckte die Achseln. »Miss Hawthorne wollte mit aller Gewalt zurück. Wir hatten nicht das Recht, sie hier zu behalten. Indien ist ein demokratischer Staat, müssen Sie wissen!«

»Natürlich, nur…« Mike erkannte, daß er mit diesem Mann nicht weiterkam. In seinen Augen war er nicht kompetent genug. »Ich möchte mit dem Chef der hiesigen Polizei sprechen«, verlangte er.

Der andere lächelte dünnlippig. »Ich bin der Chef der hiesigen Polizei.«

»Oh!«

Das hatte Mike nicht erwartet. Die Frage der Kompetenz erschien demnach in anderem Licht. Der Mann war kompetent. Und wenn er sagte, daß er die Tochter des Bankiers nicht zurückhalten konnte,

dann mußte man das wohl akzeptieren. June Hawthorne war volljährig. Und in der Tat gab sich die indische Regierung die größte Mühe, ihr Land zu einem demokratischen Rechtsstaat zu machen.

Gesetzesbeugungen von offiziellen Organen wie der Polizei konnte man deshalb nicht erwarten, auch wenn sie einem guten Zweck dienten.

Damona sah die Dinge nicht anders als Mike. Auch sie erhob kein Wort des Protestes.

»Tut mir leid«, sagte der Polizeichef. »Dann werden Sie wohl wieder abreisen, nicht wahr?«

»Nicht sofort«, antwortete Damona. »Wir möchten zumindest vorher mit June Hawthorne sprechen. Das sind wir ihren Eltern schuldig. Sagen Sie uns doch bitte, wo wir diese… äh … Guruschule finden können.«

Die Antwort des Inders verblüffte zutiefst.

»Ich bin kein Auskunftsbüro«, erklärte der Mann barsch. »Ist sonst noch etwas?«

»Besten Dank, wir sind bedient«, erwiderte Mike. Und das meinte er durchaus wörtlich. »Komm«, sagte er zu Damona. »Wir sind wohl besser beraten, wenn wir gehen.«

Dieser Ansicht schloß sich Damona an. Gemeinsam mit Mike verließ sie das Revier.

»Hm«, machte Mike vor der Tür, »was halten wir denn von diesem freundlichen Polizisten?«

»Nicht viel! Ich frage mich nur, warum der Bursche so freundlich zu uns war.«

Mike zuckte die Achseln. »Und was machen wir jetzt?«

»Wahrscheinlich kann uns der Taxifahrer helfen. Fragen wir ihn doch einfach.«

Bevor die beiden jedoch wieder zu dem wartenden Wagen zurückkehren konnten, wurden sie von hinten angerufen.

»Mr. Hunter, warten Sie einen Augenblick!«

Die beiden wandten sich um und sahen den Polizisten, mit dem sie im Revier zuerst gesprochen hatten, auf sich zukommen.

»Ist das Ihr Wagen?« fragte der Schnauzbärtige. Er machte einen fast gehetzten Eindruck.

»Mit dieser Taxe sind wir vom Bahnhof gekommen, ja«, bestätigte Mike Hunter.

»Steigen wir ein«, sagte der Polizist. »Es ist nicht unbedingt nötig, daß uns jemand zusammen sieht.«

»Ganz wie Sie wollen, Mister…«

»Raj ist mein Name, Nath Raj.«

Der Mann mit dem Schnauzbart hatte es sehr eilig, in den Wagen zu klettern, drängte sich förmlich auf die rückwärtige Sitzbank. Damona

und Mike folgten ihm.

»Fahr los«, wies Raj den Chauffeur an.

Dieser startete den knatternden Motor. »Wohin?«

»Fahren Sie uns zu einem Hotel«, sagte Mike. »Zum besten, das es in dieser Stadt gibt.«

»Zum Parveti also«, erwiderte der Taxifahrer und warf scheppernd den Gang ein. Die Taxe setzte sich in Bewegung.

Dem Polizisten stand die Erleichterung im Gesicht geschrieben.

Das Finstere in seiner Miene verlor sich. Er war sichtlich froh, seinem Revier den Rücken kehren zu können.

Mike, der auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte, beugte sich nach hinten.

»Was verschafft uns die Ehre Ihrer Gegenwart, Mr. Nath?« fragte er interessiert.

Der Mann mit dem Schnauzbart setzte eine verschwörerische Miene auf. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen«, sagte er so leise, daß man Mühe hatte, ihn zu verstehen. Wahrscheinlich flüsterte er wegen des Taxifahrers, der bestimmt auch nicht hören sollte, was er zu sagen hatte.

»Das ist sehr nett von Ihnen, Mr. Nath«, erwiderte Damona und lächelte. »Ihr Vorgesetzter war nicht gerade sehr entgegenkommend.«

»Aus gutem Grunde, fürchte ich«, sagte der Schnauzbärtige.

»Wenn mich nicht alles täuscht, dann hat sich mein Chef von Tscharan Masumdar… bestechen lassen!«

Mike pfiff durch die Zähne. »Tscharan Masumdar? Ist das dieser Guru?«

»Ja.«

»Ein schwerer Vorwurf, den Sie da gegen Ihren Chef erheben«, meinte Damona nachdenklich.

»Ich weiß«, nickte Nath. »Und es ist mir auch nicht leicht gefallen, mich damit abzufinden. Sardurn Naidu war als Polizist immer mein großes Vorbild. Sie können sich vielleicht vorstellen, daß meine Enttäuschung nun um so größer ist.«

»Haben Sie Beweise für Ihren Verdacht, Mr. Nath?« erkundigte sich Mike.

»Einen direkten Beweis habe ich nicht, aber…«

Der schnauzbärtige Polizist berichtet im Flüsterton, mit welch großem Engagement sein Chef zunächst die ›Befreiung‹ June Hawthornes betrieben, dann aber eine radikale Kehrtwendung gemacht hatte.

»In der Tat«, sagte Mike, »der Gedanke, daß Ihr Chef von diesem betrügerischen Guru bestochen wurde, liegt nahe.«

»Vielleicht gibt es aber auch noch eine andere Erklärung«, meinte Nath anschließend.

»Welche?«
»Masumdar könnte Sardar Naidu irgendwie… hypnotisiert haben! Ein Kerl wie er ist auf diesem Gebiet zu allem fähig. Und mein Chef ist anders geworden! Da ist ein so eigenartiger Ausdruck in seinen Augen …« Nath zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist es nur das schlechte Gewissen, vielleicht aber auch etwas anderes. Ich würde es gerne ganz genau wissen. Nur sind mir etwas die Hände gebunden. Wenn ich selbst Nachforschungen anstelle, und mein Chef tatsächlich bestochen ist, dann wird er schnell davon erfahren. Das möchte ich vermeiden. Wenn Sie sich jedoch um die Angelegenheit kümmern … Sie verstehen, was ich meine, Mr. Hunter?«
»Durchaus, Mr. Nath, durchaus«, sagte Mike. »Wir sind Ihnen für Ihre Hinweise sehr dankbar. Verlassen Sie sich darauf, wir werden diesem Masumdar gehörig auf die Finger klopfen. Und wenn wir etwas herausfinden, sind Sie der erste, der es erfährt.«
»Gut. Aber sagen Sie bitte niemandem…«
»Ihr Name bleibt vollkommen aus dem Spiel, Mr. Nath. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«
Während des Gesprächs war der Taxifahrer quer durch Brahmapur geknattert. Jetzt hielt er an. Ein Blick aus dem Fenster verriet Mike, daß das Ziel erreicht war: ein mittelprächtiges Gebäude, das man unschwer als Hotel erkennen konnte. Zur Luxusklasse gehörte es ganz bestimmt nicht. Aber das war in einem Städtchen wie diesem natürlich auch nicht zu erwarten.
Damona, Mike und auch der Polizist stiegen aus.
Bevor sich Nath Raj verabschiedete, erklärte er den beiden noch, wo die sogenannte Schule des zwielichtigen Guru zu finden war.
Dann entfernte er sich ziemlich schnell.

***

Sardar Naidu wußte, daß er ein verlorener Mann war. Seit jenem Augenblick, in dem dieser Deutsche den Funken des Jenseitigen in ihm gezündet hatte, war er ein anderer Mensch geworden. Er hatte seinen freien Willen verloren, war nicht mehr er selbst, und er fragte sich, ob es unter diesen Umständen Zweck hatte, überhaupt noch weiterzuleben.
Dabei waren Gedanken in dieser Richtung müßig. Er wäre gar nicht in der Lage gewesen, sich das Leben zu nehmen, selbst wenn er es gewollt hätte. Schon der vage Gedanke an einen Selbstmord ließ die unheimliche fremde Kraft, die in ihm wirksam geworden war, sofort wach werden.
»Wage es, Hand an dich zu legen, und du wirst es in alle Ewigkeit bereuen!«
Gleichzeitig spürte er in allen Gliedern eine Lähmung, die es ihm

unmöglich gemacht hätte, etwas zu tun, womit die fremde Macht nicht einverstanden gewesen wäre. Aber es war in erster Linie nicht dieser Verlust seiner Körperkontrolle, der ihn am meisten entsetzte.

Viel, viel schrecklicher war die Erkenntnis, daß das Jenseitige nicht nur sein gegenwärtiges Leben beherrschte, sondern auch nach seinem Tod weiterhin gegenwärtig sein würde. Er war verflucht, verflucht für alle Zeiten.

Und er haßte sich dafür. Er haßte sich dafür, daß er diese June Hawthorne zum Aschram Tscharan Masumdars zurückgebracht hatte. Und er verzieh es sich nicht, daß er die Freunde des Mädchens brüsk abgewimmelt hatte. Aber er hatte keine Wahl gehabt.

Die jenseitige Stimme war zu zwingend gewesen, um ihre Befehle zu mißachten.

Und noch während ihm alle diese düsteren Gedanken durch den Kopf gingen, hörte er die Stimme wieder. Mehr noch, er hörte nicht nur die jenseitige Stimme, er sah auch etwas. Er war sich nicht ganz sicher, ob das Schreckensbild nur in seinem Bewußtsein existierte oder leibhaftig in seinem Arbeitszimmer materalisierte. In jedem Fall war es da, so real, wie ein Schrecken nur sein konnte.

Er hatte die Gestalt nie gesehen. Und doch wußte er auf Anhieb, wen er vor sich hatte.

Marasha, der Rattendämon!

Sein furchteinflößender Schädel mit den höllischen Augen und den dolchartigen Zähnen, der mächtige menschliche Körper mit den strotzenden Muskeln, die Aura des Bösen, die er ausstrahlte… Sardar Naidu fühlte sich so klein wie ein Insekt, das im Dreck herumwühlte.

»Deine Dienste werden benötigt, Sklave!« sagte der Dämon.

Wieder war sich Sardar Naidu nicht sicher, ob er die Stimme nur in seinem Kopf oder in Wirklichkeit hörte. Und dasselbe traf auch auf den pestilenzartigen Atem Marashas zu, der über ihm zusammenschlug wie die Wellen eines Meeres aus Schlamm und Unrat.

Alles in ihm, was menschlich war, sträubte sich, aber das half ihm nicht das geringste. Sein Wille war ausgeschaltet.

»Ich höre, Herr«, sagte er wie ein Automat, den irgend jemand programmiert hatte.

»Komm zum Aschram meines Priesters«, sagte Marasha. »Man erwartet dich dort!«

»Ja, Herr«, erwiderte der Polizeichef folgsam.

»Zuvor aber«, fuhr die jenseitige Erscheinung fort, »habe ich noch einen anderen Befehl für dich.«

»Ich höre!« sagte Naidu, obwohl er am liebsten Ohren und Augen geschlossen hätte.

»Einer deiner Untergebenen ist ein Verräter. Bestrafe ihn, indem du

ihn zu einem der Unsrigen machst!«

»Ein Verräter?«

»Du hörtest meine Worte, Sklave! Der Verräter heißt Raj. Er hat es gewagt, sich mit unseren bösesten Feinden zu verbünden!«

»Ich… verstehe nicht ganz, Herr«, wandte Naidu ein.

»Warum nicht, Narr? Du selbst hast mit den Feinden, die ich meine, noch vor wenigen Herzschlägen gesprochen.«

»Du meinst diese beiden Engländer, Herr?«

»Ja!« grollte der Dämon und stieß eine besonders übelriechende Atemwolke aus.

»Wieso sind sie unsere bösesten Feinde?« wagte der Polizeichef zu fragen. »Harmlose Leute, die nur ein Mädchen zu seinen Eltern zurückholen wollen…«

»Dummkopf, du weißt nicht, wovon du redest! Damona King und Mike Hunter sind gefährlicher als das Kreuz und die Faust Schiwas. Noch wissen sie nicht, was hier vorgeht. Und damit das auch so bleibt, müssen sie ausgeschaltet werden, bevor sie etwas merken. Darum höre meinen weiteren Befehl, Sklave: Mach auch Damona King und Mike Hunter zu meinen Sklaven. Und wenn dir das nicht gelingt, dann töte sie! Hast du mich verstanden?«

»Ja, Herr.«

»So verrichte deine Arbeit gut, sonst wirst du es schrecklich bü- ßen!« sagte Marasha.

Nach diesen drohenden Worten verflüchtigte sich seine Erscheinung. Augenblicke später war der Polizeichef wieder allein in seinem Arbeitszimmer. Und noch immer wußte er nicht genau, ob er das nicht auch die ganze Zeit über gewesen war.

Um Nath Raj ging es also. Und um diese beiden Engländer, die noch vor wenigen Minuten hier gewesen waren. Sardar Naidu hatte nicht die geringste Ahnung, warum der Dämon so versessen darauf war, die beiden aus dem Weg zu räumen. Aber das spielte für ihn auch keine Rolle. Er hatte einen Befehl erhalten, und diesen würde er ausführen. Auch wenn sich sein menschliches Ich noch so heftig dagegen auflehnte.

»Raj!« rief er laut.

Die Tür seines Arbeitszimmers öffnete sich. Aber nicht Nath Raj erschien, sondern Giri.

»Wo ist Raj?«

»Ich weiß nicht, Naidu Babu. Er ist weggegangen, kurz nachdem die beiden Engländer das Revier verlassen hatten. Seitdem ist er nicht zurückgekommen.«

Deshalb also hatte Marasha von Verrat gesprochen. Natürlich, ein Dämon, der nicht an Raum und Zeit gebunden war, wußte mehr als der scharfsinnigste und umsichtigste Mensch.

Naidu biß sich auf die Lippen. Nath Raj war also nicht da. Das gefiel ihm gar nicht, denn es hinderte ihn daran, den erhaltenen Befehl unverzüglich auszuführen.

»Suche ihn, Giri«, wies er seinen Untergebenen mit scharfer Stimme an. »Ich will sofort mit Raj sprechen.«

»Ja, Naidu Babu«, bestätigte Giri und wandte sich zum Gehen. Bevor er jedoch das Zimmer verließ, drehte er sich noch einmal um und rümpfte die Nase.

»Was ist denn noch?« bellte der Polizeichef.

»Hier… riecht es so eigenartig«, sagte Giri und schnüffelte abermals. »Nach Schwefel oder so was, würde ich sagen!« Irritiert ließ er seine Blicke durch den Raum wandern.

»Habe ich dir nicht gesagt, daß du Raj suchen sollst?« fuhr Sardar seinen Untergebenen an, ohne auf dessen Bemerkung einzugehen.

»Bin schon unterwegs!«

Jetzt ging Giri und machte die Tür hinter sich zu.

Ja, es roch tatsächlich nach Schwefel, stellte der Polizeichef fest.

Nach Schwefel und anderen infernalischen Ingredienzien. Der Rattendämon war also nicht nur in seinem Bewußtsein gewesen, sondern hatte sich in natura gezeigt.

Eine Viertelstunde etwa verging, in der Naidu immer nervöser wurde. Wenn Nath Raj Brahmapur verlassen hatte, und er deshalb nicht in der Lage sein würde, den erhaltenen Befehl auszuführen…

Er wagte gar nicht, sich vorzustellen, was dann passieren würde.

Wenig später stellte sich dann aber heraus, daß seine Befürchtungen unbegründet waren. Sardar Naidu hörte die Stimme des schnauzbärtigen Polizisten draußen im Bereitschaftsraum. Im nächsten Augenblick betrat Nath Raj sein Arbeitszimmer.

»Sie wollten mich sprechen, Naidu Babu?« fragte er, während er in der Tür stehen blieb.

»Komm rein«, forderte der Polizeichef ihn auf.

Leicht zögernd trat Nath Raj näher. Seine Mundwinkel zuckten nervös. Ahnte er etwas?

»Tür zu!«

Der schnauzbärtige Polizist tat es. Äußerst widerwillig, wie es Naidu vorkam. Langsam kam er näher und machte vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten halt.

»Wo warst du?«

»Ich…« Raj zögerte. Das nervöse Zucken seiner Mundwinkel verstärkte sich.

»Ja, ich höre?«

»Mir… war nicht gut. Ich bin nur für ein paar Minuten an die Luft gegangen.«

Eine dümmere Ausrede hatte Sardar Naidu selten gehört. Draußen

war es drückend heiß, während hier im Revier die Klimaanlage auf Hochtouren arbeitete.

»Und du hast auf der Straße mit niemanden gesprochen?« fragte er lauernd.

»Mit niemandem«, behauptete der schnauzbärtige Polizist.

Ruckartig sprang Sardar Naidu von seinem Stuhl hoch und kam um den Schreibtisch herum. Unmittelbar vor seinem nervösen Untergebenen blieb er stehen.

»Du lügst!« schrie er Raj an.

»Aber nein, ich…«

»Du hast mit diesen Engländern gesprochen und sie gegen mich aufgehetzt!«

Nath Raj stand da wie das leibhaftige schlechte Gewissen. Keine Frage, die Unterstellung hatte mitten ins Schwarze getroffen. Das Menschliche in Sardar Naidu bedauerte seinen Untergebenen, war sogar in gewisser Weise stolz auf ihn. Nath Raj war ein guter Mann, ein guter und aufrechter Mann. Natürlich war er sich bewußt geworden, daß die plötzliche Freilassung dieses Mädchens nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Und so war es auch sehr gut zu verstehen, daß er dies den beiden Landsleuten June Hawthornes mitgeteilt hatte. Ja, man konnte sogar sagen, es war Rajs Pflicht gewesen, dies zu tun. Unter normalen Umständen hätte Sardar Naidu ihn gelobt und ihm seine Anerkennung ausgesprochen. Aber die Umstände waren nicht mehr normal. Er, Sardar Naidu, Polizeichef von Brahmapur, war nicht mehr normal. Er war zum Sklaven einer abscheulichen Kreatur aus der Welt der Finsternis geworden.

Diese ketzerischen Gedanken rächten sich sofort. Naidu spürte plötzlich einen bohrenden Schmerz im Kopf, ein Schmerz, der ein gequältes Stöhnen über seine Lippen brachte. Außerdem hatte er das Gefühl, als würde sein Herz jeden Augenblick stillstehen. Das Böse, das in seinen Körper und seinen Geist eingedrungen war, zeigte die Macht, die es über ihn hatte.

Nath Raj merkte, daß es nicht gut um ihn bestellt war. Er trat näher und griff nach der Schulter seines Vorgesetzten, um den Taumelnden zu stützen.

»Ist Ihnen nicht gut, Naidu Babu?« fragte er mit aufrichtiger Besorgnis in der Stimme. »Soll ich… den Arzt holen?«

»Nein, ich…«

Sardar Naidu verdrängte das Menschliche in sich ganz in den Hintergrund seines Bewußtseins und ließ das in den Vordergrund treten, was nun zu seiner Natur geworden war. Er dachte an den Befehl des Rattendämons.

›Mach Raj zu einem der Unsrigen!‹ Sofort fühlte er sich wieder besser. Der bohrende Kopfschmerz verlor sich, und auch sein Herz

begann wieder ganz normal zu schlagen. Die jenseitige Macht, die ihn beherrschte, hatte mit der Zügelung seiner Widerborstigkeit aufgehört.

Aber sie hatte nicht aufgehört, die totale Herrschaft über seinen Körper auszuüben. Naidu wurde auf einmal ganz seltsam zumute.

Er spürte ein merkwürdiges Ziehen in Kopf und Hals. Es war nicht direkt schmerzhaft, nur eigenartig. Der absurde Gedanke, daß sich das Innere nach außen kehren würde, kam ihm. Seine Augen wurden verschwommen, die Zähne schienen zu wachsen und drängten sich bohrend gegen die Lippen.

Nath Raj, der ihn noch immer stützte, nahm jetzt die Hand von seiner Schulter und zuckte zurück, als habe er eine glühende Herdplatte berührt. Das nackte Entsetzen trat in seine Augen.

»Naidu Babu…«

Er sprach nicht weiter. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse animalischer Furcht.

Und Sardar Naidu verspürte auf einmal das unwiderstehliche Drängen, seinen Untergebenen zu beißen.

Er machte einen Schritt nach vorne.

Der schnauzbärtige Polizist reagierte so schnell wie der Blitz. Er warf sich regelrecht nach hinten, ging dabei fast zu Boden. Aber er rappelte sich sofort wieder auf und stürmte auf die Tür zu, die das Zimmer mit dem Bereitschaftsraum verband. Ein irrer Schrei kam aus seiner Kehle, als er die Tür aufriß und hinausstürmte.

»Rettet euch«, hörte der Polizeichef ihn brüllen. »Naidu Babu ist zu einem Ungeheuer geworden!«

Wie zufällig fiel der Blick Sardar Naidus auf den kleinen Spiegel an der Wand rechts von seinem Schreibtisch.

Er sah sich selbst.

Und erkannte, daß sich sein Gesicht und sein Kopf in einen abstoßend häßlichen Rattenschädel verwandelt hatte.

Im gleichen Augenblick wurde er sich bewußt, daß er versagt hatte. Nath Raj war geflohen. Er hatte den Befehl, den schnauzbärtigen Polizisten zu einem Sklaven Marashas zu machen, nicht ausgeführt.

Im nächsten Augenblick hatte er sein menschliches Gesicht wieder.

***

Das Zimmer im Hotel Parvati war klein, schäbig und auch nicht unbedingt sauber. »Für die Herrin eines multinationalen Weltkonzerns wohnen sie bemerkenswert bescheiden, Miss King«, sagte Mike Hunter und lächelte spöttisch.

Diana lachte. Zwar wollte sie nicht leugnen, daß sie sich im Luxus-Apartment eines Erste-Klasse-Hotels entschieden wohler gefühlt hätte. Aber ganz so schlimm fand sie ihre augenblickliche Herberge nun auch wieder nicht. Während des bewegten Lebens, das sie in jüngster

Zeit als Weiße Hexe geführt hatte, war sie schon in weitaus unangenehmeren Situationen gewesen.

»Gehen wir trotzdem etwas essen?« fragte sie. »Vielleicht ist die Küche in diesem Haus besser als das Zimmer.«

»Das wollen wir hoffen«, sagte Mike. »Wenn es die Kakerlaken hier nicht nur an den Wänden, sondern auch in der Suppe gibt, dann drehe ich dem Besitzer eigenhändig den Hals rum!«

Die beiden verließen das Zimmer und gingen hinunter ins Erdgeschoß des Hotels, wo auch das Restaurant lag.

Restaurant war allerdings stark übertrieben. Der Eßraum des Parvati war klein und einfach wie alles im Hause. Aber er sah sauber genug aus, um Damona und Mike ein Platznehmen ohne unverzügliches Unbehagen zu ermöglichen.

Das Essen entpuppte sich dann als überraschend gut und wohlschmeckend. Zuerst gab es einen raffinierten Gemüsesalat aus Erbsen und Blumenkohl, dann ein scharf gewürztes Reisgericht mit Rosinen, Safran und Linsen und zum Abschluß ein vorzügliches Pistazieneis. Da wegen der tropischen Hitze – und auch wegen der einheimischen Sitten – Alkoholisches nicht empfehlenswert erschien, tranken Damona und Mike einen Palmensaft, der allerdings nicht so ganz nach ihrem Geschmack war. Insgesamt jedoch waren sie angenehm überrascht.

»Und jetzt ins Bett und durchschlafen, bis die erste Kuh brüllt«, sagte Mike und rieb sich den wohlgefüllten Magen.

»Nicht einmal die schlechteste Idee«, stimmte ihm Damona zu.

»Ob wir nun noch heute zu June Hawthorne fahren oder erst morgen, bleibt sich eigentlich gleich. Nach dieser Zugfahrt steht mir eigentlich nicht der Sinn nach Streitereien. Und die werden in der sogenannten Schule ja wohl nicht ausbleiben.«

Draußen war zwar noch nicht einmal die Abenddämmerung angebrochen. Aber das sollte eigentlich niemanden hindern, ins Bett zu gehen, wenn ihm danach zumute war. Bekanntlich schlug dem Glücklichen keine Stunde.

Damona und Mike wollten gerade die Tafel aufheben, als sie überraschenden Besuch bekamen. Ein Mann, den sie kannten, trat an ihren Tisch: der Polizist Nath Raj.

»Das ist aber eine Überraschung; Mr. Raj«, begrüßte ihn Damona freundlich. »Nehmen Sie doch Platz.«

Das tat der Schnauzbärtige dann auch. Aber er tat es mit erkennbarem Widerstreben. Immer wieder blickte er nervös zur Tür und machte insgesamt einen hektischen, ja, beinahe gehetzten Eindruck.

»Ich muß Ihnen etwas mitteilen«, eröffnete er schließlich das Gespräch. »Etwas, das Sie wissen sollten, bevor Sie sich auf den Weg

zu Tscheran Masumdar machen.«

Interessiert blickten ihn die beiden Engländer an.

»Wir sind ganz Ohr, Mr. Raj«, sagte Mike und führte sich noch einen Schluck Palmensaft zu Gemüte.

Wieder blickte der schnauzbärtige Polizist nervös zur Tür und auch zum Fenster hinüber. Dann sagte er: »Mein Chef ist eine… Ratte!«

Mike nickte verständnisvoll. »Das gibt es öfter. Wenn ich noch an meine Zeit als Versicherungsdetektiv denke… Da hatte ich es mit einem Vorgesetzten zu tun, der die größte Ratte war, die Sie sich vorstellen können.«

Heftig schüttelte Nath Raj den Kopf. »Sie verstehen mich falsch, Mr. Hunter. Ich meine das nicht im übertragenen Sinne. Sardar Naidu ist eine richtige Ratte. Eine teuflische Riesenratte – jedenfalls vom Kopf bis zu den Schultern!«

Mike blinzelte. »Ich glaube, ich verstehe Sie wirklich nicht. Sie wollen sagen, daß Ihr Chef kein Mensch, sondern eine… halbe Ratte ist, ja?«

»Genau das will ich sagen! Tscharan Masumdar hat ihn nicht bestochen, sondern verzaubert – das ist die einzige Erklärung!«

Obwohl Mike in Damonas Nähe schon viel Dinge erlebt hatte, die es eigentlich gar nicht gab, blieb er trotzdem skeptisch.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, Mr. Nath«, sagte er langsam. »Als wir mit Mister Naidu redeten, hatte er eigentlich nichts Rattenhaftes an sich.«

»Ich weiß, ich weiß. Zu diesem Zeitpunkt sah er auch noch ganz normal aus. Als ich jedoch vorhin in seinem Arbeitszimmer war…«

Der schnauzbärtige Polizist erzählte, was er erlebt haben wollte.

Er trug seine Sache sehr überzeugend vor. Bei den meisten Menschen wäre er mit Sicherheit dennoch auf vollkommene Ablehnung gestoßen. Zu unglaubwürdig wäre den Leuten sein Bericht vorgekommen, zu phantastisch, zu verrückt. Ein Mensch, der sich in eine Ratte verwandeln konnte? So etwas gab es nicht, konnte es gar nicht geben. Damona und Mike jedoch wußten es anders. Die Existenz der Dämonenwelt war ihnen nur zu gut bekannt. Und dies wäre nicht die erste furchtbare Metamorphose gewesen, bei der die Mächte der Finsternis eine unheilvolle Rolle spielten. Langsam fingen sie an, Nath Rajs Geschichte für möglich zu halten.

Für den schnauzbärtigen Polizisten sah es aber noch immer so aus, als ob sie ihn für einen Märchenerzähler hielten.

»Kommen Sie mit«, sagte er zu Mike. »Wir gehen zum Telefon und rufen im Revier an. Meine Kollegen können Ihnen bestätigen, daß ich die Wahrheit sage.«

Warum nicht? dachte Mike. Zwei Aussagen waren besser als eine.

Er schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

Wenig später telefonierte er in Mikes Beisein mit dem Revier. Dabei wurde sein Gesicht immer länger. Sehr schnell und ohne den Hörer an Mike weiterzugeben, legte er wieder auf.

»Und?« fragte Mike. »Wollten Sie nicht…«

»Keiner meiner Kollegen hat etwas gesehen«, sagte Nath Raj dumpf. »Gleich nachdem ich sein Zimmer verlassen hatte, muß sich der Chef wieder in einen normalen Menschen verwandelt haben.«

Er blickte Mike von der Seite an. »Jetzt halten Sie mich für einen Idioten, nicht wahr, Mr. Hunter?«

»Nein«, antwortete Mike. »Gerade dieses Telefonat hat mich überzeugt. Warum hätten Sie es führen sollen, wenn Sie nicht ganz sicher gewesen wären, daß Ihre Geschichte bestätigt wird?«

Der schnauzbärtige Polizist nickte langsam.

Mike seufzte. Schon wieder Dämonen – selbst bei einer harmlosen Geschäftsreise.

Es würde Arbeit für Damona geben. Und für ihn.

***

Befriedigt klappte Tscharan Masumdar die Aktenmappe, die er gerade studiert hatte, wieder zu. Die darin enthaltenen Papiere waren Gold wert. Die Unterschriften, die June Hawthorne geleistet hatte, garantierten ihm in den nächsten Jahren eine gute Million Englische Pfund – mindestens. Solange das Mädchen keinen Widerruf aufsetzen konnte, gab es daran nichts zu deuteln. Und er würde dafür sorgen, daß die Engländerin dazu keine Möglichkeit bekam. Einmal war sie ihm, wenn auch gegen ihren eigenen Willen, entwischt. Ein zweites Mal würde es nicht geben.

Er griff nach der nächsten Mappe. Bevor er sie jedoch aufschlagen konnte, wurde an die Tür seines Heiligtums geklopft.

Ärgerlich blickte er hoch. »Ja?«

Ghoschal öffnete die Tür und blieb unentschlossen im Rahmen stehen.

»Was ist denn?« fuhr Masumdar ihn an. »Hatte ich nicht gesagt, daß ich ungestört bleiben will?«

Er hatte gute Gründe dafür, in Ruhe gelassen zu werden. Niemand brauchte zu wissen, was für Papiere er in seinen Aktenmappen hatte. Auch Ghoschal nicht.

»Ich weiß«, rechtfertigte sich sein Helfershelfer. »Aber…«

»Ja?«

»Bruder Sivananda möchte vorgelassen werden, Baghavat«, sagte Ghoschal unsicher.

»Ich habe jetzt keine Zeit für Bruder Sivananda. Sag ihm, daß er später wiederkommen soll!«

»Nein!« wurde eine energische Stimme im Hintergrund laut.

Im nächsten Augenblick wurde Gopal Ghoschal beinahe achtlos zur Seite geschoben. Bruder Sivananda alias Frank Reinhardt erschien im Türrahmen und kam ohne Aufforderung ins Zimmer herein.

Ghoschal zuckte nur hilflos mit den Schultern.

Tscharan Masumdar ballte die Fäuste und lief rot an im Gesicht.

»Was fällt dir ein, Bruder Sivananda…«

Weiter kam er nicht. Mit einer herrischen Geste schnitt ihm der Deutsche das Wort ab.

»Ich habe mit dir zu reden, Baghavat«, sagte er. »Zunächst aber…« er drehte sich um und deutete mit dem Kinn auf Ghoschal, »… schick den da hinaus.«

»Geh, Gopal«, sagte der Guru widerwillig.

Wortlos wandte sich sein Helfershelfer ab und schloß die Zimmertür von außen.

Tscharan Masumdar fuhr sich mit der Hand über sein Doppelkinn, wo sich ein paar Schweißtropfen angesammelt hatten.

»Es gefällt mir nicht, daß du dich aufspielst, als seist du der Herr unseres Aschram, Bruder Sivananda«, sagte er langsam.

Der Deutsche lachte. »Er ist unser Herr«, antwortete er und deutete auf die Statue Marashas, die unbeweglich im Raum stand. »Er ist der Herr, und ich bin sein ergebenster Sklave. Hier ist der Beweis!«

Mit diesen Worten zog Reinhardt das weiße Tuch weg, das er um seinen Hals geschlungen hatte. Die Wunde, die Marashas Zähne in seinen Hals geschlagen hatte, wurde sichtbar, blutrot und noch lange nicht verheilt.

»Natürlich«, murmelte Masumdar. »Natürlich.«

Er war sich im klaren darüber, daß er wahrscheinlich einen Fehler gemacht hatte, indem er dem Dämon den Deutschen zum Opfer brachte. Bisher war es so gewesen, daß er stets eines magischen Rituals bedurfte, um Marasha in die diesseitige Welt treten zu lassen.

Nun aber, da der Dämon seinen jenseitigen Funken in dem Deutschen – und auch in diesem Polizisten Sardar Naidu – gezündet hatte, konnte er gegenwärtig sein, wann immer er wollte. Masumdar hoffte nur, daß diese unmittelbare Nähe des Fürsten aus den Gefilden der Finsternis nicht eines Tages Schreckliches heraufbeschwor.

Schreckliches für ihn persönlich und für die gesamte diesseitige Welt.

»Du wolltest mit mir sprechen?« fragte er.

»Ja«, erwiderte der Deutsche, während er das Tuch wieder um seinen Hals schlang. »Ich habe dir eine Weisung unseres Herrn Marasha zu übermitteln.«

»Was wünscht der Ishvara von mir?«

»Er will, daß du heute nacht eine Meditationsversammlung aller Brüder und Schwestern im Aschram einberufst. Zu dieser Versammlung wird auch Sardar Naidu erscheinen.«

Masumdar nickte. »Selbstverständlich tue ich, was der Ishvara verlangt. Darf ich trotzdem fragen, welchem Zweck die Meditationsversammlung dienen soll?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren«, sagte Frank Reinhardt.

Es klang wie eine Drohung.

***

Selten in seinem Leben hatte sich Nath Raj in einer so schwierigen Situation befunden. Auch wenn ihn seine Kollegen für verrückt erklärten – er wußte ganz genau, das Sardar Naidu zu einem Ungeheuer geworden war. Und er hatte Angst vor seinem Chef, das gab er sich selbst gegenüber offen zu. Die Attacke, die Naidu in seinem Arbeitszimmer auf ihn gestartet hatte, war ein einwandfreier Mordanschlag gewesen, da gab es für ihn gar keine Frage. Ebensowenig zweifelte er daran, daß ihm der Chef auch weiterhin nach dem Leben trachtete. Er als einziger kannte das schreckliche Geheimnis Naidus. Ganz klar, daß dieser ihn aus dem Wege räumen mußte, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Nach dem Gespräch im Parvati mit den beiden Engländern wußte Raj nicht, was er jetzt tun sollte. Zurück ins Revier? Unter keinen Umständen! Höchstwahrscheinlich würde er dem Chef dort ins offene Messer laufen. Nach Hause in seine Wohnung? Auch das erschien ihm alles andere als ratsam. Durchaus möglich, daß ihm Sardar Naidu bereits jetzt dort auflauerte.

Überhaupt kam ihm Brahmapur auf einmal winzig klein vor. Zu klein, um sich vor Naidu zu verstecken. Während er die Gandhi Street hinunterging, hatte er ständig das Gefühl, beobachtet zu werden. Beobachtet von Sardar Naidu! Nein, er durfte nicht in Brahmapur bleiben. Das war viel zu gefährlich.

Aber wohin?

In Gedanken ging Nath Raj die Liste seiner Bekannten und Freunde durch. Mukunda Srinager fiel ihm ein. Mukunda war ein ehemaliger Kollege von ihm, der vor etwa einem Jahr den Dienst bei der Polizei quittiert hatte, um eine kleine Hühnerfarm aufzubauen. Diese Farm lag am äußersten Stadtrand von Brahmapur.

Ja, Mukunda Srinagar war ein guter Freund. Bei ihm konnte er fürs erste Unterschlupf suchen und sich in aller Ruhe überlegen, was er weiterhin tun sollte.

Raj zögerte nicht länger, seine Absichten in die Tat umzusetzen.

Zunächst beeilte er sich, die betriebsame Gandhi Street zu verlassen.

Je weniger Leute ihn sahen, desto besser war es. Durch kleine, schmutzige Gassen, die sich wie Trampelpfade zwischen den Häusern hindurchwanden, setzte er seinen Weg fort.

Aber noch immer hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden!

Er blieb stehen, blickte sich nach allen Seiten um. Ein paar Kinder tobten auf der Straße herum, schenkten ihm aber keine Beachtung.

Das gleiche traf auf eine Gruppe von Männern zu, die sich um irgend etwas stritten und wild aufeinander einredeten. Aus dem Fenster einer Lehmhütte sah eine alte Frau heraus. Ihr Blick huschte aber nur flüchtig über ihn hinweg. Von Beobachtung im eigentlichen Sinne konnte bestimmt keine Rede sein.

Und doch…

Dann sah er die Ratte. Sie war groß und struppig und saß in der Lücke zwischen zwei Häusern. Ihre tückischen Augen waren genau auf ihn gerichtet.

Unwillkürlich schüttelte sich Nath Raj leicht. Ratten ließen ihn sofort an den schrecklichen Anblick denken, den Sardar Naidu nach seiner Verwandlung geboten hatte. Sein Chef hatte die gleichen Augen gehabt wie diese Ratte dort.

Er beschleunigte seinen Schritt. Als er schon ein paar Meter an dem häßlichen Nager vorbei war, drehte er sich während des Gehens noch einmal um.

Die Ratte blickte ihm nach. Ihre Augen waren unverwandt auf ihn gerichtet, hingen regelrecht an ihm.

Nath Raj stieß einen Fluch aus. Er bückte sich, hob einen faustgroßen Stein auf und schleuderte ihn nach der Ratte.

Er hatte nicht gut gezielt. Der Stein traf sein Ziel nicht, verfehlte das Tier! um einen halben Meter.

Die Ratte blieb ganz ruhig sitzen, ließ sich durch den Steinwurf in keiner Weise beeindrucken. Sie bleckte nur leicht die Zähne. Es kam Nath Raj so vor, als würde sie ihn höhnisch angrinsen.

Seine Angst steigerte sich. Er hatte nicht nur Angst vor Sardar Naidu, sondern auch vor dieser struppigen Ratte in der Häuserlücke, auch wenn ihm sein Verstand sagte, daß dies höchst lächerlich war.

So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er davon. Dabei zwang er sich dazu, nicht noch einmal nach der Ratte Ausschau zu halten.

Bald hatte er das Zentrum Brahmapurs hinter sich gelassen und näherte sich dem südlichen Außenbezirk, Hütten aus Wellblech und Stroh traten immer mehr an die Stelle fester Häuser. Die Gegend wurde zusehends ärmlicher, schäbiger und schmutziger.

Und dort wo der Unrat die Szenerie beherrschte, war seit jeher die Domäne des Ungeziefers gewesen. Die Domäne der Könige des Ungeziefers, die Domäne der Ratten!

Nath Raj sah sie überall – in Abfallhaufen, hinter Sträuchern und Bäumen, auf den Dächern der armseligen Hütten. Sie alle starrten ihn mit ihren gemeinen, rötlichen Augen an und zeigten ihm ihre nadelspitzen Zähne.

Ganz genau wußte der schnauzbärtige Polizist, daß er sich nichts

einbildete. Die widerwärtigen Nager belauerten und verfolgten ihn.

Er mußte durchaus damit rechnen, daß sie sich jeden Augenblick von allen Seiten auf ihn stürzten, um ihn zu zerfleischen.

Nath Raj lief jetzt. Die Farm seines Freundes war nicht mehr weit.

Fünfhundert, sechshundert Meter etwa, mehr nicht. Schon konnte er das Maschendrahtgehege sehen, in dem Mukunda Srinagar seine Hühner hielt. Es erschien ihm wie ein Rettungsanker, den man einem Ertrinkenden auf hoher See zuwirft.

Wenig später hatte er das Anwesen seines ehemaligen Polizeikollegen erreicht.

Mukunda Srinagar kam gerade aus seinem Haus, einen prall gefüllten Leinensack unter dem Arm. Als er Nath Raj angelaufen kommen sah, stellte er den Sack auf den Boden. Verblüfft blickte er dem Ankömmling entgegen.

»Nath, das ist aber eine Überraschung! Aber warum rennst du denn, als seien sämtliche Verbrecher Brahmapurs hinter dir her?«

Im nächsten Augenblick war der schnauzbärtige Polizist heran. Er war völlig außer Atem.

»Schnell ins Haus«, keuchte er. »Sonst erwischen sie mich doch noch!«

Die Verblüffung Srinagars wuchs. »Wer erwischt dich? Ich sehe niemanden!«

»Die Ratten«, erwiderte Nath Raj gehetzt und eilte die Stufen zur Haustür hinauf, »die Ratten sind hinter mir her!«

»Ratten?« echote Mukunda Srinagar ungläubig. »Sag bloß, du läufst vor ein paar harmlosen Ratten davon. Außerdem sehe ich nicht eine einzige!«

»Nicht?« Nath Raj wandte sich um und ließ seine Blicke umherschweifen.

Tastsächlich, sein Freund hatte recht. Im Moment konnte er nirgendwo auch nur eine Ratte sehen. Dabei waren sie noch vor wenigen Augenblicken überall gewesen.

»Komm ins Haus, Mukunda«, sagte er drängend. »Ich werde dir alles erklären.«

»Natürlich, Nath. Wenn du es sagst…«

Srinagar brachte seinen unvermuteten Gast ins Haus. Nath Raj achtete darauf, daß er hinter sich auch die Tür schloß. Und in dem Zimmer, in das sein Freund ihn führte, machte er sofort das Fenster zu. Mit gerunzelter Stirn nahm es Srinagar zur Kenntnis.

»Was ist los, Nath?« fragte er, nachdem er dem alten Freund eine Sitzgelegenheit angeboten hatte. »Du bist ja vollkommen durcheinander.«

»Dazu habe ich auch allen Grund«, erwiderte der schnauzbärtige Polizist. »Wenn du wüßtest, was passiert ist…«

»Erzähle es mir.«

»Gleich«, nickte Raj. »Vorher aber eine Frage: Kann ich in den nächsten paar Tagen bei dir wohnen?«

»Hier?«

»Ja, daran dachte ich.«

Mukunda Srinagar brauchte nicht lange zu überlegen. »Selbstverständlich kannst du so lange hier bleiben, wie du willst. Trotzdem wüßte ich nun gerne…«

»Du sollst alles erfahren, Mukunda«, sagte Raj. Und dann erzählte er dem ehemaligen Kollegen, was mit Sardar Naidu und den Ratten los war.

Aufmerksam hörte Srinagar zu. Als Raj fertig war, schüttelte er den Kopf.

»Nath, nimm es mir nicht übel, aber ich glaube, du hast dich da in eine fixe Idee verrannt…«

»Es ist keine fixe Idee«, sagte Nath Raj wütend. »Es ist die Wahrheit!«

Aber natürlich glaubte ihm der Freund noch immer nicht. Das änderte sich jedoch etwa eine Stunde später – in dem Augenblick, in dem der Rattenmensch Sardar Naidu plötzlich im Türrahmen stand.

Entsetzt stöhnte Nath Raj auf. Nur zu gut wußte er, daß es ihm nicht noch einmal gelingen würde, dem so gräßlich verwandelten Polizeichef zu entfliehen.

Und er irrte sich nicht…

***

Die Information Nath Rajs, daß der Polizeichef eine dämonische Kreatur war, hatte Damona und Mike nicht ruhen lassen. Unter einem Vorwand waren sie erneut zum Revier gefahren, um sich Nath Raj noch einmal ganz genau anzusehen. Aber sie hatten kein Glück gehabt, denn der Mann war nicht mehr anwesend gewesen. Auch der Versuch, ihn in seinem Privathaus zu treffen, war gescheitert.

Hier hatte sich Naidu nach dem Weggang aus dem Revier nicht mehr blicken lassen.

Als die beiden wieder ins Parvati zurückkamen, gähnte Mike Hunter herzhaft.

»Geben wir es auf für heute«, meinte er. »Morgen ist auch noch ein Tag. Ich bin jedenfalls hundemüde.«

Das Gähnen des Freundes wirkte ansteckend auf Damona. Auch ihr Mund öffnete sich wie von selbst. Sie konnte sich Mikes Meinung eigentlich nur anschließen. Die nächtliche Zugfahrt steckte ihnen beiden noch in den Knochen. Und wenn sie sich physisch auch in bester Verfassung befanden, so verlangte der Körper doch sein Recht.

»Einverstanden«, sagte sie deshalb, »legen wir uns also schlafen.«

Inzwischen war es auch dunkel geworden. Die zahllosen Lichtpunkte

des südlichen Sternenhimmels hatten die brennende Sonne abgelöst. Brahmapur bereitete sich auf die Nacht vor.

Mit leichtem Widerstreben stiegen Damona und Mike ins Bett.

Normalerweise legten sie auf Hygiene großen Wert. Hier aber mußten sie wohl oder übel ein paar Abstriche machen. Schließlich befanden sie sich nicht auf King's Castle, wo die treue Seele Henry dafür sorgte, daß alles vor Sauberkeit glänzte.

Mike rutsche sofort zu Damona hinüber.

»Mir ist ganz kalt, Baby«, flüsterte er, obwohl im Zimmer eine drückende Schwüle herrschte.

Damona lachte und versuchte, sich seiner Umarmung zu entziehen. »Hey, ich denke, du bist todmüde?«

»So müde nun auch wieder nicht!«

Wieder griff Mike nach ihr. Damona war sich noch nicht ganz schlüssig, ob sie ihm nicht doch lieber nachgeben sollte. Da jedoch wurde ihre Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen.

Jemand klopfte gegen die Tür.

»Nanu«, wunderte sich Damona. »Wer ist denn das?«

Mike zog sich in seine Hälfte des Bettes zurück. »Vielleicht ein Kellner, der uns zur Feier des Tages eine Flasche Schampus kredenzen möchte?«

»Ich habe nichts bestellt. Du?«

»Nein.«

Wieder klopfte es, laut, energisch, fordernd.

Mike knipste die bereits gelöschte Nachttischlampe wieder an, sprang aus dem Bett und warf sich seinen Morgenmantel über.

Während Damona die Decke bis zum Kinn hochzog, ging er zur Tür.

»Ja, wer ist da?«

»Polizei. Öffnen Sie!«

Mike erkannte die Stimme auf Anhieb. Sie gehörte Sardar Naidu, dem Polizeichef. Der Mann, den sie stundenlang gesucht hatten, kam also ganz von selbst. Aber warum? fragte er sich.

Auch Damona hatte die Stimme des Mannes erkannt, von dem sein Untergebener Nath Raj behauptete, daß er ein Rattenmensch sei.

»Vorsicht, Mike«, raunte sie ihrem Freund zu.

Mike wäre wohler gewesen, wenn er seine Pistole bei sich gehabt hätte. Aber das war nicht der Fall. Bei Reisen ins Ausland gab es wegen der Waffe praktisch immer große Probleme und Schwierigkeiten. Und da der Aufenthalt in Indien eigentlich nur, mit friedlichen Verhandlungen ausgefüllt werden sollte, hatte er gar nicht erst den Versuch unternommen, die Pistole mitzunehmen. Das bedauerte er jetzt sehr, konnte es aber natürlich nicht mehr ändern.

Damonas Ratschlag war unbedingt angebracht. Vorsicht war das Gebot des Augenblicks.

»Was wollen Sie?« fragte Mike durch die geschlossene Tür.
»Mit Ihnen reden«, lautete die Antwort des Polizeichefs. »Über diese Miss Hawthorne.«
»Mitten in der Nacht?« wunderte sich Mike. »Ich muß schon sagen, das kommt mir aber sehr eigenartig vor.«
Jetzt ertönte ein leises Lachen vor der Tür. Eine zweite Stimme wurde hörbar. Auch diese Stimme erkannte Mike Hunter sofort. Sie gehörte Nath Raj, dem Mann, der sie vor dem Polizeichef gewarnt hatte.
»Sie können ruhig aufmachen, Mr. Hunter. Es ist alles in Ordnung. Und was die Person meines Chefs angeht… Nun, ich habe Ihnen da wohl einem ziemlichen Unsinn erzählt. Er ist ein ganz normaler Mensch – genauso wie Sie und ich!«
Wirklich? fragte sich Mike. Dieser plötzliche Sinneswandel des am Nachmittag von seinen Feststellungen noch so überzeugten Polizisten verwunderte ihn. Er warf einen fragenden Blick zu Damona hinüber.
Die Weißen Hexe nagte nachdenklich an der Unterlippe. Auch sie hatte Bedenken, schwerwiegende Bedenken sogar.
»Warte noch einen Augenblick, bevor du aufmachst, Mike!« flüsterte sie.
Wenn sie im Bett liegenblieb, war sie bei einer kritischen Situation zwangsläufig im Nachteil. Deshalb erhob sie sich ebenfalls und schlüpfte in ein Neglige, das mehr von ihrer prächtigen Figur offenbarte, als für fremde Männeraugen gut war. Dann setzte sie sich auf die Bettkante und nickte Mike zu.
Die beiden Inder vor der Tür waren inzwischen ungeduldig geworden. Die Klinke bewegte sich ruckartig nach unten. Die Tür aufstoßen konnten sie jedoch nicht. Vorsorglich hatte Mike vorhin abgeschlossen.
»Machen Sie endlich auf«, forderte der Polizeichef mit unverhohlenem Ärger in der Stimme.
»Wirklich, Mr. Hunter«, sagte auch Nath Raj. »Sie haben nicht das geringste zu befürchten.«
Dessen war sich Mike keineswegs sicher. Dennoch drehte er jetzt den Schlüssel herum und öffnete. In höchster Alarmbereitschaft bleib er an der Tür stehen.
Sardar Naidu und Nath Raj traten ein. Sie wurden von Mikes und Damonas Blicken regelrecht durchbohrt, was natürlich vor allem für den Polizeichef galt. Auf den ersten Blick war an ihm nichts Verdächtiges festzustellen. Sein Kopf erschien vollkommen normal, ließ keinerlei rattenhafte Züge erkenne. Aber das wollte noch lange nichts besagen. Mike und Damona wußten, daß die Kreaturen der Finsternis Meister der Verstellung waren. Und Nath Raj hatte ja auch gesagt, daß die Verwandlung Naidus ganz plötzlich

vonstattengegangen war.

Mike stand noch immer an der Tür. Und er machte ganz bewußt keine Anstalten, sie zu schließen. Wenn man mit dem Schlimmsten rechnete, versperrte man sich keine Fluchtwege.

Der Polizeichef ahnte wohl Mike's Überlegungen. »Machen Sie die Tür zu«, verlangte er.

Mike schüttelte den Kopf. »Fällt mir nicht ein. Sie wissen wohl nicht, wie spät es ist, was? Wir sind müde. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben, und dann gehen Sie wieder, klar?«

Ganz bewußt stellte er sich so, daß er sofort nach draußen laufen konnte, wenn er das wollte.

»Kommen Sie rein!« knurrte Sardar Naidu böse. Sein Augen funkelten wie feurige Kohlen.

Mike sah das Böse in ihnen leuchten. Die Versicherung des Schnauzbärtigen, daß mit seinem Vorgesetzten wieder alles in Ordnung war, verlor immer mehr an Glaubwürdigkeit.

»Raj!«

Das scharfe Kommando Naidus veranlaßte den Schnauzbärtigen, an Mike heranzutreten.

»Kommen Sie, Mr. Hunter«, sagte er und griff gleichzeitig nach dem rechten Arm Mikes. Mike sah in seine Augen.

Und erkannte in ihnen dasselbe böse Leuchten wie in den Augen seines Vorgesetzten!

Blitzartig begriff er. Irgendwie war es Sardar Naidu gelungen, Raj mit dem höllischen Funken zu infizieren, der in ihm selbst loderte.

Keine Frage, daß der schnauzbärtige Polizist ebenfalls zu einem Knecht der finsteren Mächte geworden war.

»Loslassen«, sagte er laut und schüttelte die Hand des Inders ab.

Aber Nath Raj war damit gar nicht einverstanden. Wieder wollte er nach Mike greifen. Dieser jedoch gab ihm einen Stoß vor die Brust, der ihn mehrere Schritte zurücktorkeln ließ.

Darauf schien Sardar Naidu nur gewartet zu haben. Der Polizeichef machte eine schnelle Bewegung und hatte auf einmal einen Revolver in der Hand. Es gab ein häßliches Geräusch, als er die Waffe entsicherte.

»Ah«, sagte er und lächelte böse, »das haben wir gerne! Widerstand gegen die Staatsgewalt. Aber damit kommen Sie bei uns nicht durch. Nehmen Sie die Hände hoch!«

Naidu gab sich also noch immer den Anschein, als handele er nur in seiner Eigenschaft als Polizeichef von Brahmapur. Aber Mike zweifelte eigentlich nicht daran, daß er schon bald die Maske des Biedermanns ablegen würde.

Er räusperte sich. »Hören Sie…«

»Hände hoch, habe ich gesagt!«

Es blieb Mike gar nichts anderes übrig, als der unmißverständlichen Aufforderung nachzukommen. Der Inder brachte es glatt fertig, ihn skrupellos über den Haufen zu knallen. Auf der Flucht erschossen! So oder so ähnlich würde es dann höchstwahrscheinlich morgen im Polizeibericht heißen.

Mit verkniffenem Gesichtsausdruck nahm er die Arme in die Höhe und blickte ein bißchen hilflos zu seiner Freundin hinüber.

Damona blinzelte ihm aufmunternd zu. Auch wenn sie nach wie vor scheinbar friedlich auf der Bettkante saß, gab sie sich noch lange nicht geschlagen.

»Raj!«

Der schnauzbärtige Polizist hatte sich jetzt wieder gefangen. Er ging zur Tür und schloß sie.

»Und nun stellen Sie sich da an die Wand!« befahl Sardar Naidu und deutete mit dem Revolver auf die Stirnwand des Zimmers, die dem Bett gegenüberlag.

»Wozu soll das gut sein?« begehrte Mike auf. »Sie sehen doch, daß wir keinen… hm … Widerstand gegen die Staatsgewalt mehr leisten, nicht wahr?«

»Tun Sie, was ich sage, Mister«, gab Naidu zurück. »Und zwar ein bißchen plötzlich.«

Und als Mike wiederum nicht sofort spurte, hob er den Revolver etwas an und zielte genau ins Gesicht seines Gegenübers. »Wenn Sie sich jetzt nicht sofort an die Wand stellen…«

»Ich gehe ja schon«, knurrte Mike wütend und tat wohl oder übel, was von ihm verlangt wurde.

»Beine zusammen und Handflächen an die Wand!«

Auch dies tat Mike zähneknirschend. »Ist’s so recht?«

Er bekam keine Antwort. Der Polizeichef von Brahmapur wandte sich jetzt an Damona.

»Das gilt auch für sie«, fuhr er sie an. »Stehen Sie auf und stellen Sie sich neben Ihren Freund!«

Damona verschränkte die Arme vor der Brust und schlug die Beine übereinander.

»Ich lasse mich von Ihnen nicht rumkommandieren«, erklärte sie ganz ruhig. »Vielleicht erklären Sie uns langsam mal, was das ganze Theater soll!«

»Raj!«

Wie ein gehorsamer Diener trat der schnauzbärtige Polizist wieder in Aktion. Er ging auf Damona zu und streckte die Arme aus, um sie vom Bett hochzuzerren.

Mike, der unauffällig den Kopf gewandt hatte, bekam alles mit. Er erkannte, daß die Aufmerksamkeit der beiden Inder im Augenblick ganz auf Damona gerichtet war. Diese Chance mußte er nutzen.

Und er nutzte sie.

Er griff auf einen alten Trick zurück, der sich schon in so manchem Fernseh-Krimi gut gemacht hatte. Mitten im Zimmer lag ein kleiner Teppich, auf dessen äußersten Ende Sardar Naidu stand. Mike ging ruckartig in die Knie, packte das andere Ende des Teppichs und riß mit aller Kraft daran.

Der Trick klappte hervorragend. Der Polizeichef wurde vollkommen überrascht. Der Boden glitt ihm unter den Füßen weg, brachte ihn ins Straucheln: Krampfhaft ruderte er mit den Armen in der Luft herum, um das Gleichgewicht wiederzufinden.

Dazu ließ es Mike nicht kommen. Er fuhr aus seiner gebückten Stellung hoch und warf sich im Hechtsprung auf Naidu. Ein harter Schlag auf den rechten Unterarm des Inders lähmte für Augenblicke dessen Arm. Er konnte den Revolver nicht länger festhalten, konnte nicht verhindern, daß die Waffe seiner plötzlich kraftlos gewordenen Hand entglitt und auf den Boden polterte.

Nath Raj erkannte die Situation sofort. Schon sprang er herbei, um den Revolver in seinen Besitz zu bringen.

Aber er hatte die Rechnung ohne Mike gemacht, der ihm gedankenschnell das rechte Knie unters Kinn rammte. Der schnauzbärtige Polizist wurde zurückgeschleudert und bekam gleichfalls Gleichgewichtsprobleme. Bevor es ihm gelang, dieser Herr zu werden, hatte Mike den Revolver fest in der Hand.

»So, mein Freund«, sagte er befriedigt, »nun wollen wir das Spielchen mal mit anderen Regeln fortsetzen.«

Damona sprang vom Bett hoch und eilte an seine Seite. »Gut gemacht, Mike!«

Die beiden Inder hatten sich inzwischen wieder gefaßt. Geduckt standen sie da, sprungbereit und mit böse funkelnden Augen.

»Ich warne euch«, sagte Mike. »Wenn ihr versucht, das Blättchen wieder zu wenden, schieße ich. Das ist dann glatte Notwehr, um mit eurer Polizistensprache zu reden. Und nun nehmt gefälligst die Hände hoch und erzählt uns, was dieser Überfall hier zu bedeuten hat!«

Sardar Naidu und Nath Raj antworteten nicht. Sie standen da wie zu Statuen erstarrt. Nur ihre Augen schienen zu leben.

Und dann passierte es…

Sie verwandelten sich!

Ihre Gesichter verloren in Sekundenschnelle ihre menschlichen Konturen, wurden zu häßlichen Rattenköpfen. Auch mit ihren Händen vollzog sich eine unheimliche Metamorphose. Sie wurden zu scharfen Klauen.

Mike Hunter zog den Abzug des Revolvers durch. Diese Aktion entsprang mehr einem spontanen Impuls als klarer Überlegung.

Einmal, zweimal, dreimal drückte er ab, wobei er zwei Schüsse auf

den Polizeichef und einen auf dessen Untergebenen abgab.

Und er traf gut. Deutlich war zu sehen, wie die Kugeln die Kleidung der beiden Inder zerfetzten. Dennoch war die Wirkung gleich Null. Jeder normale Mensch wäre auf der Stelle zusammengebrochen. Nicht so jedoch diese beiden Kreaturen. Völlig unbeeindruckt standen sie da, ganz so, als habe Mike mit Platzpatronen auf sie geschossen. Die unheimliche Metamorphose, die noch nicht ganz abgeschlossen war, nahm ihren Fortgang.

Augenblicke später war sie abgeschlossen. Jetzt kam Bewegung in Naidu und Raj. Ruckartig wie Marionetten schritten sie auf Damona und Mike zu. Dabei legten sie keinerlei Hast an den Tag. Sie schienen sich ihrer Opfer ganz sicher zu sein.

Damona und Mike wichen zurück, bis ihnen die Wand den weiteren Rückzug verstellte. Auch der Weg zur Tür war versperrt.

Wieder hob Mike den Revolver und feuerte. Er leerte die ganze Trommel und konnte weitere Einschüsse registrieren. Den Vormarsch der Rattenmenschen konnte er dadurch jedoch nicht stoppen.

Verflucht, wurde denn durch die Ballerei niemand aufmerksam?

Merkte denn keiner, daß hier in diesem Zimmer die Hölle los war – im wahrsten Sinne des Wortes?

Kein Mensch kam. Vielleicht nahmen das Personal und die anderen Hotelgäste an, daß Naidu und Raj eine Polizeiaktion durchführten, in die man sich besser nicht einmischte.

Noch zwei Schritte, dann waren die beiden unheimlichen Gestalten heran…

Dann aber griff Damona ein. Jetzt im Augenblick höchster Gefahr erwachten ihre magischen Kräfte, die sie noch immer nicht nach Belieben freisetzen konnte. Aber immer dann, wenn es um ihr Leben ging, wurden sich Geist und Körper ihrer Macht bewußt.

Ganz ruhig stand Damona da, wie in Trance versunken. Ihr magischer Sinn jedoch arbeitete auf Hochtouren. Instinktiv hatte sie erfaßt, daß sie den beiden Indern am besten mit Telekinese beikommen konnte. Mit ihren übernatürlichen Fähigkeiten konzentrierte sie sich auf die Luftmoleküle, die das Zimmer ausfüllten. Sie bündelte die Moleküle und preßte sie so dicht zusammen, daß sie zu fester, kompakter Materie wurden. Vor den beiden Rattenmenschen entstand eine unsichtbare, undurchdringliche Mauer.

Sardar Naidu und Nath Raj prallten dagegen. Sie schnarrten böse, als sie feststellten, daß sie nicht weiterkamen, daß sie ihre Klauen nicht nach den scheinbar hilflosen Opfern ausstrecken konnten. Vergeblich versuchten sie, die unsichtbare Barriere aus dem Weg zu räumen. Aber das war völlig unmöglich, denn Damonas magische Kräfte hielten die Mauer unverrückbar an ihrem Platz.

Dann ging die Weiße Hexe zum Gegenangriff über. Sie sorgte dafür,

daß sich die Wand aus purer Luft in Bewegung setzte. Die beiden Rattenmenschen wurden zurückgedrängt, weiter und weiter.

Sie gerieten ins Stolpern, würden von der unaufhaltsam vordringenden Wand auf das Bett geworfen. Sie gaben jetzt quiekende Töne von sich, wie ganz normale Ratten, die man in einer Falle gefangen hatte.

Und Damona ließ die Luftmauer weiterwandern. Das Bett war kein Hindernis für sie. Zwar bestand das Gestell aus solidem Metall.

Dennoch wurde es jetzt zusammengeknautscht wie eine Zeitung. Es gab ein kreischendes Geräusch, als sich das Metallgestänge verbog.

Saidar Naidu und Nath Raj wurden zum Spielball der unsichtbaren Gewalten. Sie gerieten in Gefahr, zwischen der wandernden Luftbarriere und der Bettrückwand zerquetscht zu werden.

Aber die beiden Rattenmenschen erkannten die Gefahr noch rechtzeitig. Im letzten Augenblick schafften sie es, von dem schon völlig deformierten Bett herunterzuspringen und sich seitlich an der unsichtbaren Barriere vorbeizuwinden. Mit funkelnden Augen starrten sie Damona und Mike an.

Mike konnte die Luftwand ebensowenig sehen wie die beiden Abgesandten der Finsternis. Aber er hatte Damona schon öfter in Aktion erlebt und konnte sich denken, welches Spiel die Weiße Hexe mit ihnen spielte. In dem sicheren Gefühl, daß ihm im Augenblick kaum etwas passieren konnte, grinste er die Rattenmenschen an.

»Wenn ihr noch nicht genug habt, dann kommt bloß her!« rief er zu ihnen hinüber.

Aber Saidar Naidu und Nath Raj hatten genug. Sie zogen es vor, das Weite zu suchen. Hastig eilten sie zur Tür. Raj streckte die Klaue aus und griff nach der Klinke. Im nächsten Augenblick hatten die beiden unheimlichen Gestalten das Zimmer verlassen.

Mike lief ebenfalls zur Tür, streckte den Kopf nach draußen. Andere Hotelgäste oder jemand vom Personal ließen sich nicht blicken. Er sah nur die beiden Rattenmenschen, die gerade um die nächste Korridorecke bogen und aus seinem Blickfeld verschwanden.

Einen Augenblick überlegte er, ob er den beiden nachsetzen sollte.

Aber er ließ diesen Gedanken schnell wieder fallen. Ohne Damona erschien es ihm doch wenig ratsam, sich mit den Knechten der bösen Mächte noch einmal anzulegen. Deshalb machte er die Tür wieder zu und ging zu Damona hinüber.

Die Weiße Hexe war inzwischen aus ihrer Trance erwacht. Fahrig wischte sie ein paar Schweißtropfen weg, die auf ihre Stirn getreten waren. Deutlich war ihr anzumerken, welche Kraft sie die magische Aktion gekostet hatte.

»Alles in Ordnung, Mike?« fragte sie mit einem schwachen Lächeln.

»Alles in Ordnung«, bestätigte Mike.

Dabei wußte er so gut wie Damona, daß keineswegs alles in Ordnung war.

***

»Elendes Gezücht, ihr habt jämmerlich versagt!«

Marasha schäumte vor Wut. Sein unheimliches Rattengesicht war zu einer Grimasse unvorstellbaren Hasses verzogen. Schwefeliger Geifer tropfte zwischen seinen dolchartigen Zähnen hervor, und seine Augen waren ein einziges loderndes Inferno.

Sardar Naidu und Nath Raj, die jetzt wieder ihr normales menschliches Aussehen hatten und nach dem Fehlschlag im Parvati in das Haus des Polizeichefs gegangen waren, zitterten vor Angst. Jeden Augenblick rechneten sie damit, daß ihnen der Dämon aus der jenseitigen Dimension den Garaus machen würde.

»Wir bitten tausendmal um Vergebung Herr«, sagte Sardar Naidu kleinlaut. »Aber wir wußten nicht, daß sich die Frau auf magische Praktiken versteht.«

»Hatte ich dich nicht gewarnt?« schäumte der Dämon. »Hatte ich dir nicht gesagt, daß Damona King und Mike Hunter zu den gefährlichsten Gegnern zählen, die uns in den letzten Jahrhunderten erwachsen sind? Warum seid ihr nicht mit der nötigen Vorsicht zu Werke gegangen? Sagt mir das, Elende!«

»Ich… wir …« Sardar Naidu gab seinen Rechtfertigungsversuch auf. Nur zu gut wußte, er, daß er von Marasha kein Verständnis zu erwarten hatte.

»Wir werden uns bemühen, unseren Fehler wieder gutzumachen, Herr«, sagte er statt dessen.

»Das will ich hoffen. Versagt ihr abermals, werde ich euch schrecklich bestrafen!«

Demütig neigten die beiden Inder die Köpfe.

»Bevor ihr euch abermals Damona King und Mike Hunter annehmt, haben andere Dinge Vorrang«, fuhr der Dämon grollend fort. »Ihr wißt, was ich meine?«

»Ja, Herr«, nickte Naidu. »Wir begeben uns zum Aschram Tscharan Masumdars und führen deine Weisungen aus.«

»Tut dies! Und tut es gut, denn sonst…« Marasha ließ die Drohung wie ein glühendes Schwert in der Luft hängen und löste sich in Nichts auf.

Als Sardar Naidu und Nath Raj allein waren, stöhnte der schnauzbärtige Polizist tief auf.

»Ich halte das nicht länger aus«, stieß er hervor. »Zeit meines Lebens war ich ein aufrechter Mensch. Und nun bin ich zu einem willenlosen Sklaven dieses… dieses Unholds geworden.«

»Du solltest so etwas nicht denken und schon gar nicht aussprechen«,

sagte sein Vorgesetzter seufzend. »Marasha könnte dich zur Rechenschaft ziehen.«

»Soll er doch! Ich würde mir sogar wünschen, daß er mich tötet! Dann hat das Grauen endlich ein Ende.«

Bedrückt schüttelte Naidu den Kopf. »Das Grauen hat nie ein Ende, Raj! Und den Tod als Erlösung gibt es für uns nicht. Wir sind zur Unsterblichkeit verdammt. Hast du nicht drei Kugeln mitten ins Herz bekommen und lebst immer noch?«

Das Gesicht des Schnauzbärtigen lief rot an. »Sie sind schuld!« brüllte er. »Hätten Sie mich nicht mit dem Funken des Bösen infiziert, dann wäre ich nicht in dieser ausweglosen Situation!«

Müde zuckte Sardar Naidu die Achseln. »Du weißt selbst, daß ich keine andere Wahl hatte. Oder hättest du es gewagt, dich gegen Marasha aufzulehnen?«

Raj antwortete nicht. Aber sein Schweigen war schon Antwort genug.

»Komm«, sagte Sardar Naidu. »Wir müssen zu Tascharan Masumdar.«

Der schnauzbärtige Polizist nickte langsam.

***

Gopal Ghoschal fühlte sich alles andere als wohl in seiner Haut. Er spürte mit jeder Faser seines Körpers, das irgend etwas Unheimliches, Schreckliches bevorstand. Wie sich dieser kommende Schrecken manifestieren würde, wußte er allerdings nicht.

Auf Geheiß Tscharan Masumdars hatten sich alle Schüler in den unterirdischen Kellerraum begeben, in dem die große Statue des Rattendämons stand. Um dort eine Meditationsübung abzuhalten, wie der Guru gesagt hatte. Das war absolut unüblich, denn normalerweise fanden solche Sitzungen, die angeblich der inneren Sammlung der Schüler dienen sollten, im großen Aufenthaltsraum statt.

Warum auf einmal unten im Keller? fragte sich Ghoschal. Der Raum mit dem Götzen war ihm nie so ganz geheuer gewesen. Das lag vor allem Dingen an der Dämonenstatue. Sicher, die Figur war aus Stein. Dennoch wurde Ghoschal bei ihrem Anblick nie das Gefühl los, das eine Art geheimnisvollen Leben in ihr steckte. Und Masumdar, der ohnehin eine für Außenstehende kaum begreifliche Beziehung zu dem Rattendämon hatte, tat Dinge in diesem Raum, die er vor allen anderen verborgen hielt. Auch vor ihm und Kanai, seinen engsten Vertrauten.

Mit größtem Unbehagen dachte Ghoschal an den Tag, an dem sie diesen Deutschen Frank Reinhardt in den Kultraum geschleppt hatten. Irgend etwas, was nur Reinhardt selbst und Masumdar wußten, war dort mit dem Deutschen passiert. Als der junge Mann schließlich wieder nach draußen gekommen war, hatte er sich verändert.

Von den Fluchtgedanken, die ihn vorher beherrscht hatten, war

nichts übrig geblieben. Er konnte den Aschram verlassen, wann er wollte ohne daß ihn jemand daran hinderte, und kehrte doch aus freien Stücken zurück. Und sein Verhältnis zu Marsumdar hatte sich geändert. Reinhardt war nicht mehr der einfache Schüler, der er bisher immer gewesen war. Ja, man konnte sogar sagen, daß sich eine Art Rollentausch vollzogen hatte. Manchmal sah es so aus als sei er der Lehrer geworden und Masumdar der Schüler. In jedem Fall galten für Bruder Sivananda, wie er hier genannt wurde, auf einmal andere Regeln als für alle übrigen.

Das war auch jetzt wieder so. Während sich sämtliche Brüder und Schwestern unter der Bewachung von Kanai bereits in den Kultraum im Keller begeben hatten, hielt sich Reinhard zusammen mit dem Guru noch auf dem Innenhof auf. Die beiden machten auf Ghoschal den Eindruck, als würden sie auf irgend jemanden oder irgend etwas warten. Er trat auf Reinhardt und Masumdar zu und räusperte sich. Die beiden Männer, die leise miteinander gesprochen hatten, blickten auf.

»Was ist?« fragte der Guru ziemlich barsch.

Ghoschal wußte nicht so recht, was er eigentlich sagen sollte.

»Wird es nicht langsam Zeit, daß du dich nach unten begibst, Baghavat?« fragte er. »Ich könnte mir vorstellen, daß die Schüler langsam ungeduldig werden.«

»Ungeduld ist eine Untugend, die sie sich abgewöhnen müssen«, sagte der Guru salbungsvoll. »Sie müssen noch warten, denn wir erwarten noch zwei weitere Schüler, die ebenfalls an den Meditationsübungen teilnehmen werden.«

Ghoschal stellte keine weiteren Fragen, zumal er den finsteren Blick Bruder Sivanandas auf sich ruhen sah.

Längst hatte sich die Nacht über den Aschram gesenkt. Die übliche Zeit, in der sich die Schüler zum Schlafen niederlegten, war schon eine ganze Weile überschritten. Aber der Guru machte noch immer keine Anstalten, die Dinge voranzutreiben. Er und der Deutsche warteten.

Eine weitere halbe Stunde verging. Dann endlich tat sich etwas. In der Ferne wurde das typische Geräusch eines Automotors laut. Wenig später durchschnitt der Lichtkegel der Scheinwerfer die Dunkelheit. Zügig kam der Wagen näher und machte auf dem Innenhof halt.

Gopal Ghoschal war nicht wenig überrascht, als er die beiden Polizisten Sardar Naidu und Nath Raj aussteigen sah. Waren diese beiden etwa die neuen Schüler, die Masumdar erwartete?

Sie waren es. Ghoschal kam sehr schnell zu der Ansicht, daß es wohl mehr Frank Reinhardt war, der die Ankömmlinge erwartet hatte. Mit dem Deutschen redeten sie, mit dem Guru jedoch nicht.

Taschran Masumdar stand mit verkniffenem Gesicht dabei. Er fühlte sich sichtlich übergangen, tat jedoch nichts, um die Initiative zu

ergreifen.

Dies tat schließlich Reinhardt.

»Gehen wir zu den… anderen«, sagte er. Es schien Ghoschal so, als habe er die Schüler zuerst mit einer anderen Bezeichnung belegen wollen.

Masumdar nickte und schritt voran, Reinhardt und die beiden Polizisten folgten ihm, während Gopal Ghoschal zurückblieb. Er beabsichtigte keinesfalls, an dieser Meditationsversammlung teilzunehmen.

Das aber war nicht im Sinne des Deutschen. Frank Reinhardt blieb stehen und drehte sich zu ihm um.

»Komm, Bruder Ghoschal!« Ghoschal schüttelte den Kopf. »Besten Dank! Ich habe es nicht nötig, Meditationsübungen…«

»Komm!« sagte der Deutsche.

Es klang wie ein Peitschenknall. Ghoschal zuckte regelrecht zusammen. Ihm war, als hätte er eine Ohrfeige bekommen.

»Na schön«, sagte er gegen seinen eigentlichen Willen. »Wenn ihr darauf besteht, mache ich eben mit.«

Warum er klein beigab, wußte er selbst nicht so richtig. Er fühlte sich irgendwie vergewaltigt, lehnte sich jedoch nicht gegen diese Vergewaltigung auf.

Wenig später betrat er zusammen mit den anderen den Kultraum.

Die Schüler saßen kreisförmig im Lotussitz um die Dämonenstatue herum, die den Mittelpunkt des Raumes bildete. Ausnahmslos machten sie einen schläfrigen Eindruck, was Ghoschal allerdings nicht sonderlich verwunderte. Natürlich hatte Masumdar sie wie so oft mit seinem Mohnsaft vollgepumpt.

»Setzt dich zu den anderen«, wurde Ghoschal von Reinhardt aufgefordert. Mit einem Schulterzucken tat er, was von ihm verlangt wurde.

Reinhardt und die beiden Polizisten setzten sich nicht. Sie blieben im Hintergrund des Raums stehen und starrten mit stechenden Augen auf die Meditationsversammlung hinunter.

Gopal Ghoschal konnte sich nicht helfen, aber er hatte auf einmal Angst. Das Gefühl, das er vorhin schon einmal gehabt hatte, dieses Gefühl, daß etwas Schreckliches passieren würde, war wieder da.

Am liebsten wäre er aufgesprungen und nach draußen gerannt.

Aber das wagte er nicht.

Tascharan Masumdar trat jetzt in die Mitte des Kreises und nahm ebenfalls Meditationshaltung an. Dann nahm er sein Amulett vom Hals und ließ es langsam hin und her pendeln. Dazu murmelte er mit monotoner Stimme mehr oder weniger unverständliche Sprüche.

Die Wirkung bei den Schülern blieb nicht aus. Die Suggestivwirkung des Amuletts und der Stimme versetzte sie schon bald ausnahmslos in

einen Trancezustand. Ghoschal, der ganz genau wußte, daß der Guru nur gekonnten Hokuspokus vorführte, hatte selbst einige Mühe, sich der Suggestion zu entziehen. Aber er wollte niemals sein Kharma verlieren, wenn er sich hier einlullen ließ. Er mußte wissen, was hier eigentlich gespielt wurde.

Und das sollte er bald erfahren…

Während Tscharan Masumdar fortfuhr, seine monotonen Worte von sich zu geben und das Amulett hypnotisch kreisen zu lassen, blickte er mehr oder weniger zufällig zu Frank Reinhardt und den beiden Polizisten aus Brahmapur hinüber.

Und was er da sah, jagte ihm den größten Schreck ein, den er jemals in seinem Leben verspürt hatte. Die drei Männer waren zu rattenköpfigen Ungeheuern geworden. Zu genauen Ebenbildern der Dämonenstatue!

Entsetzt stöhnte Ghoschal auf.

In diesem Augenblick stürzten sich die drei Rattenmenschen auf die ahnungslosen Schüler…

***

»Hm«, machte Mike Hunter, »In diesem Bett werden wir wohl nicht mehr schlafen können!«

»Schlafen?« echote Damona. »Sag bloß, du würdest dich jetzt hinlegen und seelenruhig zu träumen anfangen.«

Mike grinst flüchtig. »Ehrlich gesagt, nein. Irgendwie ist mir die Lust zum Schlafen vergangen. Wenn ich mir vorstelle, daß diese Rattenmenschen zurückkommen…«

»Damit müßten wir rechnen«, sagte Damona ernst. »Die Mächte der Finsternis haben eine Niederlage erlitten, die sie gewiß nicht auf sich sitzen lassen werden. Sie werden wiederkommen, und zwar sehr schnell!«

Mike nickte. »Also was tun wir? Dieses Hotel gefällt mir nicht mehr so richtig. Suchen wir uns ein anderes?«

»Ich hätte eine bessere Idee«, erwiderte Damona. »Da unsere Müdigkeit ohnehin so ziemlich verflogen ist und wir keine Bleibe haben…«

»… können wir das, was wir eigentlich erst morgen tun wollten, auch genausogut schon jetzt tun: das Übel an der Wurzel packen nämlich! Auf zum Aschram des Guru Tscharan Masumdar?«

»Genau das war meine Idee«, lächelte Damona.

ENDE des ersten Teils